Paed. Pr.
790.

Paed. Pr.
790

Dörle

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

O, Kuno, mein gutes, armes Kind!

Otto von Erlach,

oder:

Der Senn auf der Schweizeralp.

Eine Erzählung

der Jugend und deren Freunden

gewidmet

von

A. Dörle.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit einem Stahlstich.

Bayerische Staatsbibliothek München

Augsburg, 1842.

Verlag der Matth. Rieger'schen Buchhandlung.

44. B.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Da man von einem großen und schnellen Absatz einer Jugendschrift füglich auch auf einen freundlichen Anklang, den sie im Gemüth der jungen Lesewelt gefunden, wie auch nicht minder auf einen segensreichen Erfolg derselben schließen darf; so hat das Bedürfniß einer neuen Auflage dieses Büchleins, die schon nach Verfluß von 18 Monaten nothwendig geworden, den Verfasser, wie den Verleger, mit Dank und Freude erfüllt. Wohlwissend, daß das Lesen der vielen Jugendschriften für die liebe Jugend nur dann segensreich werden könne, wenn Gott, der Anfänger und Vollender alles Guten, im Acker der jugendlichen Gemüther die gute Aussaat segnet, empfiehlt der Verfasser sein Büchlein, das in der

ersten Auflage schon in so kurzer Zeit in so viele Hände der Kinder kam, auch in der zweiten Auflage in Gottes väterliche Huld, und wünscht ihm dasselbe Glück auf der zweiten Wanderung durch Deutschland und die Schweiz, welches es schon auf seiner ersten Wanderung gehabt. Ja Gott mit ihm! und es wird für die liebe Jugend nicht ohne gute Früchte bleiben.

Günterschal den 8ten April 1842.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Die Rache.

Um Mitternacht, es war im Wonnemonat, wo selbst im nächtlichen Dunkel die üppige Natur junges Leben haucht, und des Himmels milder Thau die stillwachsenden Pflänzchen, die kaum der Erde entsprossen, erquickend tränkt, saß ein junger Ritter, in tiefe Trauer versunken, auf dem Gipfel eines Hügels, und stürzte den rechten Arm, worauf sein niedergesenktes Haupt ruhte, auf ein moosiges Felsenstück. Auf seinem Schooße schlummerte sanft ein Knabe, der kaum sechs Jahre alt seyn mochte. Auch der junge Ritter schien zu schlummern; wer aber von der Thräne in seinem offenen Auge, und den Seufzern, die halb unterdrückt seiner gepreßten Brust entstiegen, Zeuge gewesen wäre, hätte ihn wohl für träumend, sicher aber für wachend gehalten. Ja wohl, Ritter Otto von Erlach wachte, obwohl er im gegenwärtigen, so qualvollen Augenblicke, den tiefen Schlaf unter den Todten seinem unglücklichen Leben vorgezogen hätte. Tiefseufzend richtete er sein Haupt empor, sah mit einem seelenvollen Blicke hinauf gen Himmel, an dessen blauem Gezelte ein unzählbares Sternenheer glänzte, und von dort wieder hernieder auf das holde Antlitz seines schlummernden Kindes.

„O, Kuno, mein gutes, armes Kind!" sprach er mit Wehmuth und halb unterdrücktem Schmerz, drückte

dann einen sanften Kuß auf den Mund des schlummernden Knaben, und überließ sich wieder seinen schwermüthigen Gedanken.

„O, Mathilde, theure Gattin! du mir und deinem Kinde auf immer hienieden verloren! — Du begraben unter der glühenden Asche uns'rer eigenen Burg! — jener Burg, deren Mauern uns einen Himmel voll Friede und Freude umschlossen, wo wir so glücklich lebten, als es hienieden Sterblichen nur vergönnt ist! — Du nicht mehr in diesem Leben!! Also soll ich, o Beste! hienieden dein immer freundliches Antlitz nie wieder schauen und nie wieder hören deine liebliche Stimme?! — O großer Gott! werde ich einen solchen Verlust wohl ertragen können?" — So dachte und sprach bei sich der unglückliche Ritter, faltete alsdann fromm die Hände, blickte seufzend gen Himmel, und — betete. Er betete lang und mit Inbrunst des Herzens. Er hätte gewiß gerne auf den Knieen gebetet; aber er wollte dem guten Kinde den süßen Schlummer nicht rauben. Er schloß sein frommes Gebet mit den Worten: „Vater im Himmel! wenn es denn seyn muß, daß ich den Leidenskelch, den du mir dargeboten, trinke, wie auch dein lieber Sohn, mein Erlöser, den seinigen willig und standhaft getrunken hat, so geschehe dein Wille. Nur stärke mich, daß ich nicht unterliege, sondern männlich dulde. Nimm auch mein armes, gutes Kind ganz besonders in deinen väterlichen und allmächtigen Schutz!" —

Dieses fromme und vertrauensvolle Gebet hatte heilsam auf Otto's Gemüth gewirkt; denn er war ruhiger geworden, und seine Seele fühlte sich stärker, als sie kurz zuvor gewesen. Was ihm noch vor wenigen Augenblicken unerträglich schien, dazu fühlte er sich jetzt stark

genug, und war fest entschlossen, sein Schicksal gottergeben und männlich zu ertragen.

Lange noch saß er schweigend und nachdenkend auf dem moosigen Felsen, die Augen starr auf das schlummernde Kind geheftet, als wolle er jeden Athemzug desselben belauschen, und die Pulsschläge des Herzens zählen, das so ruhig und warm an dem seinigen schlug. Sein Mund schien dabei wehmuthsvoll zu lächeln: gewiß freute er sich innig über das süße Glück, das sein Kind, wenn auch nur kurze Zeit, in den weichen Armen des Schlafes genoß? Ein kleines Geräusch, das weiter nichts zu bedeuten hatte, weckte ihn aus seinen tiefsinnigen Gedanken, er erhob die Augen, wandte das Gesicht nach dem Gebüsche hin, wo das Geräusch entstanden; aber es war wieder Alles ruhig und stille, es war dort nichts zu sehen. Aber etwas Anderes zog seine Blicke auf sich und entrüstete sein Gemüth. Seine Stirne legte sich in Falten, seine Brust erhob sich höher und schneller, und ein Schauer durchbebte alle seine Glieder. Was war es denn? Ach, jetzt erst sah er, was bisher seinem Blicke entgangen, in nicht gar weiter Ferne den Himmel geröthet, und dichten Rauch, wie Feuersäulen, zu den Wolken emporsteigen.

„Großer Gott! das ist der Brand meiner Burg," rief er mit Entsetzen aus. „Sind also die Mordbrenner noch nicht müde, muß auch der letzte Rest meiner Burg noch eingeäschert seyn?! O, ihr grausamen Menschen, die ihr eine Herzenslust im Morden und Zerstören findet; genügt es euch denn nicht, durch das Blut meiner Knechte und Reisigen, und ach! — wahrscheinlich auch durch den Tod meiner Gattin, eure Rache gekühlt zu haben?! O, Graf Bubenberg! diesmal hast du wirklich ein gottloses Bubenstück vollbracht. Was hab' ich denn verbrochen,

Feind

wodurch eine so schreckliche Rache verdient? Was hat meine seelengute Gattin, was mein unschuldiges Kind dir je zu Leide gethan? Waren wir dir doch stets von Herzen gut. Ja ich habe deine Rittertugenden immer hochgeschätzt und überall gerühmt. Noch nie hab ich, Gott ist mein Zeuge, mit Absicht weder durch ein Wort, noch durch eine Handlung deine Ehre gekränkt, sondern habe dir vielmehr wiederholt meine treuen Dienste angeboten, wenn du deren zur Vertheidigung deiner Ehre, deines Lebens, deiner Familie, oder deines Eigenthums je einmal bedürfen solltest. Und fürwahr! ich hätte jedenfalls wo möglich mein Ritterwort treu gehalten. Somit haben wir dir nie die mindeste Veranlaßung zu einer Feindseligkeit zwischen dir und uns gegeben. Und dennoch hast du, zu unsrer schrecklichen Ueberraschung, unsere unbewachte Burg mörderisch überfallen, und zwar zu einer Stunde, wo Alles schon im tiefen Schlummer lag. Furchtbar erscholl in unser Ohr vom Burghofe herauf aus deinem und deines Heeres Munde das Rachegeschrei. Jetzt wähne ich es zu hören. O, Bubenberg, deine Rache traf, Gott, der Allwissende weiß es, eine schuldlose Familie. Ach, du hast in dieser schreckenvollen Nacht viel unschuldiges Blut vergossen, und zwei Menschen, die dich nie beleidigten, nämlich mein Kind und mich, vielleicht fürs ganze Leben überaus unglücklich gemacht. Wie wirst du es vor deinem Gewissen, und wie erst vor Gottes gerechtem Richterstuhle einmal verantworten können?! — Du hast mein ganzes Glück hienieden in einer Stunde zerstört, und sieh'! ich fluche dir deshalb nicht. Nein! niemals werde ich mich an dir rächen, auch soll sich auf meinen Sohn kein Haß zwischen ihm und deinen Kindern forterben. Wenn ich gerächt werden muß, so überlasse ich Gott die Rache.

Denn ein Christ, der Gott und seinen Heiland liebt, kennt und erlaubt sich keine andere Rache, als die, daß er seinem Todfeinde von Herzen verzeiht, und dadurch ihn beschämt." —

Diese letzteren Worte hatte Otto von Erlach mit gefalteten Händen, mit einem frommen Blick nach Oben und mit einer Entschlossenheit gesprochen, wie sie nur einer starken Seele und einem echtreligiösen Gemüthe eigen ist. Jedoch plötzlich schien ein Gedanke ihn sehr beunruhigen zu wollen. Er fuhr mit der flachen Hand mehrmals über die heiße Stirne, als wollte er mit mächtigem Widerstand dem Gedächtnisse wehren, ihn an etwas zu erinnern, woran sein gutes Herz nicht glauben möchte.

„Ach, Gott!" rief er endlich aus, „nun wird die Sache mir klarer; eher, als nicht, mag alte Eifersucht die Quelle der schrecklichen Rache seyn, welche Graf von Bubenberg diese Nacht an mir und meiner Familie genommen hat. Anders kann ich sie mir unmöglich erklären. Aber wie! ist es möglich, daß ein Mann, ein Ritter, wie Bubenberg, der allenthalben für die Zierde des Schweizeradels gilt, so schwach seyn konnte, der Sklave einer niedrigen Leidenschaft zu werden, die er, wie wir, Mathilde und ich, bisher geglaubt, schon im Keime erstickt haben sollte? Ist's möglich, daß er durch vier ganze Jahre uns Freudschaft geheuchelt, sein Mund das Wort „Ver öhnung" gesprochen, sein Herz aber den alten Groll in sich verschlossen und ins eheim auf Rache gesonnen haben konnte? Soll ich es glauben, daß er der guten Mathilde es bis jetzt noch nie verziehen hat, sondern es ihr für ein unverzeihliches Verbrechen anrechnete, weil ihr argloses Herz für ihn keine Neigung empfand, sie seine Hand ausschlug, mich ihm vorzog und als ihren

Gatten wählte? O, wie gerne hielt ich es, zur Ehrenrettung eines sonst so tapfern Ritters, für unwahr, ja für unmöglich, würde nicht das, was diese Nacht geschehen, das Gegentheil bestätigen. Ja, je mehr ich darüber nachdenke, um so wahrer scheint es mir, daß Bubenberg nur aus blinder Leidenschaft so rachsüchtig gegen mich handeln konnte. Ach, wie klein und schwach ist doch der Mensch, wenn eine niedrige Leidenschaft ganz sein Herz beherrscht! Denn der Sklave einer Leidenschaft ist solcher Thaten fähig, die schauerlich, ja kaum zu glauben sind. Das hat sich, Graf von Bubenberg! an dir bewährt. Du hast eine Schlange in deinem Busen genährt, deren giftiger Biß dein eigenes Herz so sehr verwundet hat, daß dessen Wunde sobald nicht wieder heilen wird. Zwar hast du auch mir eine tiefe Wunde geschlagen, die wohl lange schmerzen, aber, will's Gott, doch nicht unheilbar bleiben wird; weil mir kein böses Gewissen immer frisches Gift in dieselbe träufelt, welches das Herz qualvoll durchwühlt, und darin ein verzehrendes Feuer entzündet, das niemals erlischt. Du wolltest uns zu Grunde richten, und leider! ist es dir zum Theil gelungen; aber glücklicher als ich, wirst du wohl schwerlich dadurch geworden seyn. Ja ich beklage nur deine gute Gattin und dein hoffnungsvolles Kind, die du, ihnen unbewußt, mit dir in dein unausbleibliches Verderben ziehen wirst. Gott, der Allbarmherzige, sey dir und ihnen gnädig!"

Kaum hatte Otto von Erlach diese Worte geendet, so erwachte der kleine Kuno auf seinem Schooße. Weinend verbarg er das Angesicht an des Vaters Brust; denn nach dem Erwachen aus so süßem Schlummer hatte ihn der erste Anblick einer so wilden und schauerlichen

Gegend mit Furcht und Schrecken erfüllt. Das gute Kind rief wie verwirrt, wiederholt die Namen „Vater!“ — „Mutter!“ und sein Vater konnte es mit den zärtlichsten Worten kaum trösten und beruhigen. Doch endlich hörte Kuno zu weinen auf, wurde etwas ruhiger, und der Ritter erhob sich vom Felsen, nahm sein Kind auf die kräftigen Arme und setzte im Vertrauen auf Gott seine Flucht weiter fort.

Otto von Erlach hatte die wahre Quelle der Rache errathen, die Graf von Bubenberg in dieser verhängnißvollen Nacht an ihm genommen. Derselbe hatte der schuldlosen Familie von Erlach schon an dem Tage, an welchem Mathilde Otto's Braut geworden, für die Zukunft eine schreckliche Rache geschworen. Denn sein Stolz konnte es nicht ertragen, daß er ungerochen als Sprößling einer der berühmtesten Familien des Schweizeradels von der Tochter eines Ritters, die zwar bieder, aber arm gewesen, zurückgesetzt worden seyn sollte. Denn es war ein Graf von Bubenberg, Kuno mit Namen, der im zwölften Jahrhundert, die Stadt Bern, als sie noch sehr klein gewesen, bei der Feste Nydeck, mit Graben und Mauern umgab, und sich dadurch um diese Stadt große Verdienste erwarb. Der Gründer der Stadt Bern war jedoch kein Graf von Bubenberg, sondern ein Herzog von Zähringen, Berthold der vierte. Dieser soll an der Stelle, wo er bald darauf eine Stadt erbaut, mit seiner kräftigen Faust eine Bärenmutter erlegt, und daher dieser Stadt den Namen „Bärin,“ oder „Bern“ gegeben haben. Konnte auch Graf von Bubenberg seine berühmten Ahnen nicht unter die Gründer, so durfte er sie doch unter die ersten Wohlthäter der Stadt Bern zählen. Und darauf war er stolz. Graf von Bubenberg schwur also aus be-

leidigtem Stolze den Verhaßten die schrecklichste Rache. So leidenschaftlich und heftig er auch war, so zwang er sich doch zu einer Verstellung, die über seinen Racheplan einen dichten Schleier hängen mußte, so daß ihn Niemand, selbst die nicht ahnen konnten, welche stets und zunächst in seiner Umgebung waren. Er trieb seine Verstellung so weit, daß er als geladener Gast beim Hochzeitfeste jenes Brautpaares erschien, das er tief in der Seele und über Alles haßte. Zwar hätte ein Menschenkenner, wenn er ihn damals genauer beobachtet haben würde, unter der Maske seiner erzwungenen Fröhlichkeit gar leicht den Groll entdeckt, den er mit Ueberwindung im Herzen verbarg. Allein, wer unter den fröhlichen Gästen hätte den allgemein geschätzten Grafen nur im Mindesten einer Verstellung fähig gehalten? Alles glaubte an seine aufrichtige Versöhnung mit dem edlen Brautpaare und Niemand mehr, als diese Glücklichen, freuten sich von Herzen darüber.

Von dieser Zeit an setzte Graf von Bubenberg, wie er früher zu thun pflegte, seine Besuche auf der Burg Erlach fort. Und auch nicht Einmal verrieth eine Miene, oder ein übereiltes Wort den bittern Groll seines Herzens. Otto von Erlach hätte es daher für einen unverzeihlichen Argwohn gehalten, hätte sein Herz nur den mindesten Zweifel in des Grafen Freundschaft gesetzt. Und Mathilde, Otto's fromme Gattin, war zu bescheiden, als daß sie sich hätte einbilden können, ihre Wenigkeit hätte auf das Herz eines so mächtigen und reichen Grafen einen solchen Eindruck gemacht, daß er auf ihren Verlust einen großen Werth setzen würde. Beide waren vielmehr so arglos und edel, daß sie dem Grafen noch ein größeres Vertrauen schenkten, als den übrigen Rittern, die doch auch recht oft ihre Burg besuchten, und wahrhaft biedere Männer waren.

Ach, die Guten ahneten nicht, daß ihre Vertraulichkeit, welche dem Grafen ihr stilles und zunehmendes Glück mehr und mehr offenbarte, dessen Leidenschaft nur stärker, und den geheimen Racheplan in seinem Herzen reifer machen mußte! Graf von Bubenberg war oft in Versuchung, den Plan seiner Rache auszuführen, aber eine andere Leidenschaft, welche der seiner Rachsucht bisher immer noch die gleiche Wagschale hielt, hatte ihn bis jetzt daran gehindert. Und diese andere, ebenfalls heftige Leidenschaft, war die des Ehrgeizes. Denn er wußte, in welch hoher Achtung der biedere Ritter Otto von Erlach, wie auch seine Gattin, durch Herzensgüte und Seelenadel ausgezeichnet, bei allen Rittern und Grafen der Schweiz standen, und dieß machte ihn zaudern. Er fürchtete, und nicht ohne Grund, durch seine Rache an Ritter von Erlach alle diese mächtigen Freunde nicht nur zu verlieren, sondern sie sogar zu seinen Feinden zu machen, und auf diese Weise seine Macht und seinen Ruhm geschmälert zu sehen. Er kämpfte also in seinem Herzen einen starken Kampf, der jedoch nicht ritterlich und edel war; denn es war nur ein Kampf zwischen zwei mächtigen Leidenschaften. Dieser Kampf sollte ja nur so lange dauern, bis die stärkere Leidenschaft die schwächere besiegt und sich dienstbar gemacht, und er selbst ein Sklave derselben geworden seyn würde. Und so lange in seiner Brust dieser Kampf dauerte, blieb die Ausführung seines Racheplans verschoben.

Endlich siegte die Leidenschaft der Rachsucht über die des Ehrgeizes, nnd Graf von Bubenberg war ganz ihr treuer Sklave geworden. Jetzt stand der Entschluß, seinen Racheplan auszuführen, es mag kosten, was es wolle, in seinem Herzen fest. Unter einem erdichteten Vorwande rüstete er heimlich ein ziemlich starkes Heer aus, doch

ohne nur einen der bekannten Ritter in sein gräßliches Geheimniß einzuweihen.

An einem lieblichen Maiabend, als kaum die Sonne untergegangen war, brach Graf von Bubenberg mit seinem Heere auf. Erst vor den Mauern der unbewachten Burg Erlach machte er dem Heere seinen schändlichen Plan bekannt. „Auf, wackere Krieger, jetzt gilts Ernst!" rief der Graf schmeichelnd aus; „dießmals gilts einen muthigen Kampf der Rache, die ich an Ritter Otto von Erlach zu nehmen gezwungen bin. Denn höret, meine tapfern Kämpfer! Otto von Erlach hat mich so schmählich beleidiget, daß ich ein Ehrloser wäre, wenn ich diese Schmach ungerochen ließe. Wie, meine Treuen, wollet ihr euern Herrn lieber in Schande, als in Ruhm und Ehre sehen? Oder könnet ihr ihn ungerochen lassen?" —

Kaum hatte der lügenhafte Graf seine Anrede geendet, so erscholl es furchtbar im ganzen Heere, wie aus einem Munde: „Rache!" — „Rache!" Und nun gab der Graf das Zeichen zum Stürmen einer unbeschützten Burg, deren Einnahme just keine Heldenthat war. Schon war auf der friedlichen Burg Alles in der Ruhe gewesen, nur der Thurmwächter allein war noch wach. Er schrie zwar sogleich um Hülfe; aber dazu war's zu spät. Ehe die Mannschaft auf der Burg unter den Waffen stand, hatten die Feinde schon die Mauer erstiegen. Immer furchtbarer wurde das Getümmel, gräßlicher das Waffengeräusch und das Rachegeschrei unten im Burghofe. Der Schrecken und die Verwirrung der überraschten Burgbewohner läßt sich kaum denken. Mathilde kleidete sich zitternd an, und Otto warf sich eilig in seine ritterliche Rüstung. Schon wollte er das Schlachtschwert umgürten, als der alte Diener Theobald in's

Zimmer stürzte und händeringend ausrief: „Gnädige Herrschaft! es ist Alles verloren, jeder Widerstand umsonst! Es ist der mächtige Graf von Bubenberg, — hören Sie das gräßliche Rachegeschrei seiner Reisigen?! — Der ganze Burghof wimmelt von Bewaffneten. Unsere Reisigen kämpfen wie Löwen, um den Räubern den Eingang in die Burg zu wehren. Aber ach! ihre Zahl ist zu klein, und schon über die Hälfte schwimmt im Blute. O liebe, beste, gnädige Herrschaft! fliehen Sie, ich bitte Sie, fliehen Sie um Gotteswillen durch den geheimen Gang in den Wald, und dann, wohin der liebe Gott Sie führt! Zögern Sie keinen Augenblick; denn bald kommt die Flucht zu spät!"

„Graf von Bubenberg unser Feind!? — Er nimmt Rache an uns?!" riefen Otto und Mathilde mit Entsetzen, wie aus einem Munde.

„Wenn es so mit uns steht," versetzte der Ritter, „dann, liebe Mathilde! kann nur Flucht uns noch retten."

Eilends hüllte der Ritter den kleinen Kuno, der noch schlummerte, in sein Flügelkleid ein, nahm ihn sanft auf die Arme, gab seiner Gattin den treuen Theobald zum Begleiter, eilte dem geheimen Gange zu und Mathilde mit dem Diener folgte ihm auf den Fersen nach. Kaum waren sie unten im geheimen Gange, so überzeugte sie schon ein furchtbares Getöse über ihrem Haupte, daß die Raubmörder in den Gemächern der Burg die Verheerung begonnen haben.

Jetzt öffnete der Ritter knarrend ein Eisenpförtchen, trat in's Freie und stand mit dem Kinde in einem dichten Gebüsche, das dem Auge des Vorübergehenden die Eisenpforte verbarg. Er sah sogleich zurück nach seiner Gattin, die er dicht auf seiner Ferse wähnte. Wie erschrack

er, als er sie nicht erblickte! Er rief leise ihren Namen, aber erhielt keine Antwort; er rief lauter in den Gang hinein, aber wieder keine Antwort. „Großer Gott! wo sie nur geblieben sind?" sprach Otto bangen Herzens, und war im Begriff, mit dem Kinde wieder in den Gang zurückzukehren. Aber zu seinem Entsetzen sah er auf der Burg von mehreren Seiten her Flammen auflodern, und gräßlich erscholl in seinem Ohre das Prasseln der Flammen, die lichterloh immer schneller um sich griffen. Und kaum hundert Schritte weit vom ihm warfen die Räuber brennende Pechkränze in die Burg.

„Allmächtiger Gott!" rief Otto mit Entsetzen, „rette du meine Gattin, und ich will mit deiner Gnade das Kind zu retten suchen." Jetzt erwachte der kleine Kuno und begann ein jämmerliches Geschrei. Nun war es die höchste Zeit zur Flucht. Er floh versteckt durch das Gebüsch in den dunkeln Eichenwald. Aber lange noch weinte der Knabe und lange noch vernahm sein Ohr von der Burg her das Prasseln der verheerenden Flammen, und immer schwächer wurde sein Glaube an die Rettung seiner theuren Gattin. Er floh in der ersten Stunde der Angst und des Schreckens bis auf den Felsenhügel, wo wir ihn trafen und aus seinem Munde die Klage über sein schreckliches Schicksal vernahmen.

Zweites Kapitel.

Die Sennhütte.

Ritter Otto von Erlach hatte seine Flucht, welche der hellschimmernde Glanz der Millionen Sterne am blauen Himmel begünstigte, durch Thäler und Trifte,

über Hügel und Berge in dieser verhängnißvollen Nacht so lange fortgesetzt, bis er sich endlich aus Ermattung unter einer hundertjährigen Eiche auf einem grünen Rasen niederließ.

„Hier, liebes Kind," sprach er schwer athmend, „hier muß ich wieder ausruhen, komm' nicht mehr weiter. Es war ein harter und mühsamer Gang! Doch jetzt dürfen wir sicherer und länger ruhen. Wir haben schon die Thäler Hasli und Grindelwald hinter uns, und bis hieher wird uns der Feind jetzt schon wohl schwerlich verfolgen. So, lieber Kuno, nun können meine Arme wieder ausruhen und neue Kräfte sammeln. Komm' setze dich da neben mich hin, hier ist weich und gut ruhen. Du bist doch auch müde, nicht wahr mein Kind?! obwohl du nicht gelaufen bist; denn es war eine angstvolle und lange Nacht, und dein Schlaf war nur sehr kurz. Das arme Kind! — es zitterte noch immer. Die frische Nachtluft und der plötzliche Schrecken haben es verursacht. Es war aber auch fast zu viel für sein so zartes Alter. Nun aber, mein Kind! beruhige dich und fürchte nichts an meiner Seite. Die schaudervolle Nacht ist bereits vorüber, und wir werden nach einer Gegend wandern, wo zwar Berge sind, die hoch emporragen, fast bis zu den Wolken hinauf, wo aber Menschen wohnen, die so gut, so munter und friedlich sind, wie die Rinder, Schafe und Ziegen, die sie an den hohen Bergen weiden. Dort wollen wir eine Zufluchtstätte suchen, die uns jene guten Menschen gewiß nicht versagen werden. Und diese zwei kräftigen Arme werden für dich arbeiten, und dich und mich vor Mangel schützen."

„Sind dort an den Bergen keine Ritter, lieber Vater?" fragte der kleine Kuno. „Die Ritter, die unsere

Burg angezündet und uns fortgejagt haben, sind böse, böse Menschen! — O, das Feuer, das große Feuer! Hast Du es auch gesehen, lieber Vater!? Aber warum haben wir die liebe Mutter in der Burg gelassen, wo jetzt das Feuer und die bösen Ritter sind? Wir wollen zurückgehen, sie abholen und auch mitnehmen zu den hohen Bergen und zu den guten Menschen. Ich bitte, lieber Vater, bitte! O, wenn die liebe Mutter auch bei uns ist, will ich wieder recht munter sein, nicht mehr weinen, will brav, recht brav sein." —

Ueber diese kindlichen Fragen und Bitten schien der Vater augenblicklich verlegen zu seyn; denn er drückte in stummer Rührung das Kind an seine Brust, und seine Augen waren gen Himmel gerichtet, als wollten sie dort oben jenes theure Wesen suchen, nach welchem das gute Kind eine so heiße Sehnsucht hegte. Doch faßte er sich schnell wieder, und beantwortete die Fragen nur insoweit, als er es für einen Knaben von sechs Jahren angemessen fand.

„Nein, liebes Kind! erwiederte der Vater, „nein, dort an den hohen Bergen haben wir keine Ritter zu befürchten. Denn dort leben nur friedliche Hirtenfamilien, die nichts von Krieg und Fehden wissen. Ihre Waffe ist der Hirtenstab, ihre Kriegsheere sind die Rinder, Schafe und Ziegen, und ihre Kriegsmusik der Kuhreigen. Jene Leute leben sehr einfach, sind aber dennoch froh und glücklich. Milch, Butter und Käse sind ihre Nahrung, eine Strohhütte ihre Burg, und gute Kinder ihr Reichthum. Und dennoch sind die Menschen dort gesünder, froher und freigebiger, als bei uns auf dem flachen Lande. Dort in den Bergen klettern und springen die muntern Knaben von Fels zu Fels, wie die jungen Gemsen, deren es dort

in Menge gibt. Ja, lieber Kuno, unter so guten und frohen Menschen ist gut sein, dort wohnt und lebt man gerne. Darum wandern wir jetzt zu ihnen, und wollen so lange unter ihnen verbleiben, bis der liebe Gott es anders fügt, und wir wieder heimkehren können auf unsere friedliche Burg. Jetzt, liebes Kind, können wir noch nicht dahin zurückkehren, und zudem würden wir die liebe Mutter daselbst nicht mehr treffen; denn sie hat zu gleicher Zeit mit uns die Burg verlassen, und Theobald begleitet sie. Sie haben uns auf der Flucht aus den Augen verloren, und der liebe Gott wird es schon so fügen, daß wir einander wieder finden — aber wahrscheinlich erst in der bessern Welt," dachte er bei sich selbst.

„O, ich will den lieben Gott bitten, recht bitten, daß er die liebe Mutter und den Theobald auch zu den hohen Bergen und zu den guten Hirten führt, wohin wir jetzt reisen wollen." So sprach der kleine Kuno, kniete dann auf den Rasen nieder, faltete fromm die kleinen Hände und begann in kindlicher Weise Gott um das zu bitten, was in diesem Augenblicke der einzige und größte Wunsch seines unschuldigen Herzens war. Jetzt stieg die freundliche Sonne majestätisch hinter dem Ostgebirge herauf, und verklärte mit ihren blendenden Morgenstrahlen das Antlitz des betenden Kindes. Alles umher ward verschönert und allenthalben regte sich das verjüngte Leben der Natur, und der Blumenflor, der perlende Thau und der melodische Gesang der Vögel machten einen überraschenden und mächtigen Eindruck auf das zarte Gemüth des betenden Kindes. In dessen Auge glänzte, gleich dem perlenden Thautropfen, die Thräne der Rührung.

„O, wie schön, — wie wunderschön!" rief entzückt das gute Kind, und ward noch mehr gerührt, als es

neben sich auch den Vater auf den Knieen liegen und mit gefalteten Händen andachtsvoll beten sah. „So schön war es nie auf unserer Burg. Nicht wahr lieber Vater, das Alles hat der liebe Gott so schön gemacht? O, wie gut, wie gut ist Gott! Er ist gewiß auch so gut und führt uns wieder zu der lieben Mutter, und auch zu Theobald. Ja, ja, das thut der gute Gott gewiß, denn er hat uns lieb, sonst hätte er nicht Alles um uns her so schön, so wunderschön gemacht. Hörst Du, lieber Vater, wie schön die Vögelein singen? Und wie sie munter von einem Ast auf den andern hüpfen! O, so munter will auch ich wieder sein, will nicht mehr weinen, wie diese Nacht, will immer munter sein und beten. Aber, guter Vater, Du mußt auch wieder munter sein; sieh,, wie Alles so munter ist und so schön!"

„Ja schön, wunderschön ist Alles, was der gute Gott geschaffen hat, und an jedem neuen Morgen spendet er uns neue Gaben und kommt uns mit immer gleicher Freundlichkeit und Güte entgegen," versetzte gerührt der Vater, indem er sich von den Knieen erhob. „Wer sollte nicht einen so gütigen Vater im Himmel von Herzen entgegen lieben, wer nicht alles Gute von ihm erflehen und erwarten? Ja, liebes Kind, auf diesen besten Vater der Menschen wollen wir heute und alle Tage unseres Lebens fest vertrauen, ihn wollen wir täglich um jede Gabe bitten, ihm Alles anheimstellen, was wir wünschen und begehren, und er wird gewiß Alles recht machen. Darum hast du recht, mein Kind! — ja sei wieder munter und froh; sieh'! ich will es auch wieder sein, so viel ich's vermag."

Was das „munter sein" betrifft, so war es dem Knaben damit mehr Ernst gewesen, als seinem Vater,

denn Kuno glaubte fest daran, daß er im Hochgebirge die geliebte Mutter und den guten Theobald wieder sehen werde. So aber sein Vater nicht. Sein Herz schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Er glaubte zwar an die Möglichkeit, daß seine Gattin mit Gottes Hilfe habe dem Tode entgehen können; so oft er sich aber die gefahrvolle Stunde vergegenwärtigte, zu der er die in Flammen auflodernde Burg verließ: so zweifelte sein Herz wieder an der Wahrscheinlichkeit ihrer Rettung. Uebrigens war ihm der Gedanke, daß sie noch leben und er sie in diesem Leben doch einmal wieder finden könne, so tröstlich und theuer geworden, daß er sich oft, lange und gerne damit unterhielt. Und aus eben diesem Grunde sprach er mit seinem Kinde Stundenlang von der Freude, die ihnen das Wiedersehen der geliebten Mutter machen werde. Er that es aber auch, um dem guten Kinde, das eine unbegrenzte Liebe zur Mutter hatte, die Beschwerden der Reise zu erleichtern. Denn was die Gegenwart noch nicht heilen konnte, das hoffte er von der Zukunft.

Nach ziemlich langer und erquickender Ruhe schickte sich Otto von Erlach zur Fortsetzung seiner Reise an. Er wollte den Knaben, wie er bisher gethan, wieder auf den Armen tragen, um ihm das widrige Schicksal leichter und die mühsame Reise erträglicher zu machen. Allein der muntere Kuno ließ es dießmal nicht geschehen. „Nein, nein, lieber Vater! du mußt mich nicht immer tragen, du wirst sonst gar müde“, sprach der Knabe, und machte sich sogleich auf die Füße. „Sieh! wie ich laufen und hüpfen kann.“ Nun hüpfte er lustig etliche Mal um die dicke Eiche herum, um dem Vater eine Probe davon zu geben.

„Ich glaube es schon, liebes Kind!“ versetzte lächelnd

der Vater;" aber schone nur deine Füßlein, du wirst sie noch brauchen; denn wir haben noch einen weiten und mühsamen Weg vor uns." Otto erfüllte den Wunsch des Kindes, nahm es bei der Hand, setzte die Reise fort und freute sich über dessen Munterkeit und Willigkeit.

Kaum hatten sie eine halbe Stunde Wegs zurückgelegt, so sahen sie zu ihrer nicht geringen Freude, etliche größere und kleinere Bauernhöfe vor sich, wo sie zu ihrer nothwendigen Stärkung ein Frühstück zu finden hofften. Und wirklich haben sie schon im ersten Hofe gefunden, was sie gewünscht und gehofft. Ein ehrwürdiger frohsinniger Greis, den zwei rothwangige Knaben, die vor dem Hause neben ihm auf einer hölzernen Bank saßen, Großvater nannten, begrüßte sammt den Knaben unsere zwei Wanderer auf's freundlichste, und lud sie ein, bei ihm einzukehren, wie einstens der gastfreundliche Abraham den drei vornehmen Fremdlingen gethan. Die zwei muntern Knaben küßten dem stattlichen Ritter ehrerbiethig die Hand, und boten auch dem kleinen Kuno freundlich die Rechte dar. Und der Greis führte die vornehmen Gäste in eine geräumige und reinliche Stube. Obwohl es noch sehr frühe war, so stand hier doch schon Alles sauber und nett an seinem gehörigen Orte. Dieß war den Fremdlingen ein sprechender Beweis, daß diesem Hause eine reinliche, fleißige und ordnungsliebende Hausfrau vorstehen müsse. Diese holten die Knaben, deren Mutter sie war, sogleich aus der Küche herbei. Und nach freudigem Willkomm' bediente sie die Gäste mit Milch, Butter, Käse und Brod. Die Gäste aßen mit Appetit und genoßen die so freundliche Morgengabe mit Rührung, Dank und Freude. Als die Gäste nach verrichtetem Tischgebete sich zur Fortsetzung ihrer Reise anschickten, so

drangen die gastfreundlichen Hausbewohner mit Bitten in sie, noch länger bei ihnen zu weilen. „Mein Mann wird uns zürnen", versetzte die gütige Hausfrau", wenn er vom Felde heimkommt und erfährt, was für eine Ehre unserm Hause wiederfahren ist, wir aber die so werthen Gäste sobald wieder von uns ließen." Am herzlichsten baten die liebenswürdigen Knaben, die sich an dem großen stattlichen Ritter und an dem schönen Herrenkinde nicht satt sehen konnten. Denn solche Gäste waren ihnen ganz etwas Neues.

So sehr es dem Ritter, und ganz vorzüglich dem kleinen Kuno, bei so herzguten und seelenfrohen Leuten gefiel, so gerne er nicht nur für heute, sondern für sein ganzes übriges Leben hätte hier bleiben mögen: so hatte er doch Gründe, die ihn zur schleunigen Fortsetzung seiner Reise nöthigten, die er aber aus Vorsicht den guten Leuten geheim halten mußte. Er entschuldigte sich, und bedauerte es sehr, daß er wegen höchst dringenden Geschäften von ihrem so gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen, und die Fortsetzung seiner Reise um keine Stunde mehr verschieben könne.

Beim Abschiede wollte der Ritter seinem herzlichen Danke auch eine kleine Gabe beifügen, und die beiden Knaben mit einem Silberstück beschenken.

„Nein, nein, Herr!" versetzte der Erstere, indem er die Hand zurückzog, „ich darf und will nichts nehmen, das verbietet uns ein Sprüchlein, das uns der liebe Großvater gelehrt hat. Es heißt also:"

„Wer Gott und die Menschen liebt,
Folgt treu dem Gewissen,
Und was seine Rechte gibt,
Darf die Link' nicht wissen."

„Der Großvater", sprach der Andere, „hat uns auch noch einen andern Spruch gelehrt. Er heißt:

„Hab zum Guten frohen Muth
Und denk' dein ganzes Leben:
Was man einem Menschen thut,
Hat man Gott gegeben." —

„Schon gut, liebe Kinder!" sprach der Ritter mit innigster Rührung. „Euer lieber Großvater hat euch schöne und gute Lehren gegeben, lernet nur fleißig von ihm, und befolget Alles, was er euch lehrt, und der liebe Gott wird mit Wohlgefallen auf euch herabblicken und euch segnen."

Hierauf verließen die beiden Wanderer ein Haus, worin der kleine Kuno in der Wirklichkeit gesehen hat, was ihm der Vater vor kurzem viel Schönes und Gutes von den Bewohnern des Hochgebirgs im Bernerlande erzählt hatte. Und aus den heitern und gutmüthigen Gesichtern, wie aus den freundlichen Grüßen Aller, die ihnen noch begegneten, konnten sie auf gleiche edle Gesinnungen und Herzeusgüte schließen.

„Wir haben ja die guten Leute, von denen du, lieber Vater, heute unter der Eiche erzählt hast, schon gefunden, bevor wir zu den himmelhohen Bergen gekommen sind", versetzte später der kleine Kuno, und konnte des Rühmens jener guten Menschen, die sie so freundlich bewirthet hatten, fast nicht müde werden. „Aber warum sind wir denn nicht bei diesen guten Leuten geblieben? Und sie haben uns doch sogar gebeten, bei ihnen zu bleiben!"

„Dieß geschah, liebes Kind!" erwiderte der Vater; „weil wir hier unserer Burg, und somit auch unserm Feinde noch immer zu nahe, und unsers Lebens nicht sicher wären. Wie ich so eben erfahren habe, bin ich

fest überzeugt, daß die Hirten im Hochgebirge, so gut sie auch sind, wohl schwerlich besser sein werden, als die Bauernleute hier. Aber dort bei jenem Hirtenvolke werden wir sicherer sein, als hier. Ja, mein Kind, ich darf dir schon sagen, was ich zu unternehmen entschlossen bin. Denn du bist ja noch die einzige Seele auf der Welt, der ich die Gedanken meines Herzens offenbaren und mein Vorhaben anvertrauen kann. Aber du mußt ja keinem Menschen verrathen, wer wir sind und woher wir kommen, unsere unglückliche Geschichte soll jenen Leuten so lange ein Geheimniß bleiben, bis ich es für gut finde, es ihnen zu offenbaren. Wenn dich etwa Jemand darüber ausfragen wollte, so sagst du ihm kein Wort darüber, sondern weisest ihn an mich. Denn wenn unter huntert guten Menschen nur ein einziger schlechter wäre, so könnte dieser unser Geheimniß weiter verrathen und dich und mich in's Verderben stürzen. Verschwiegenheit hat noch immer genützt, aber Plauderhaftigkeit stets geschadet."

„So vernimm denn, lieber Kuno, mein Vorhaben. Sieh'! wenn wir glücklich an unserm Ziele angekommen sind, so will ich mich dort als Senn wohnhaft machen. „Senn" wird nämlich jeder Viehhirt in jenem Gebirge genannt. Jeder Senn hat um eine gewisse Summe Geld eine Heerde Kühe und Ziegen gepachtet, die er an den Bergen auf die Weide treibt, und von ihnen Milch, Butter und Käse zieht. Eine solche Wirthschaft nennt man „Sennerei", und die Wohnung eines Senns heißt man „Sennhütte." Von dem Gelde, das ich uns aus der Burg noch gerettet habe, will ich also eine Sennhütte bauen und eine Sennerei einrichten. Und so, liebes Kind, werden wir nicht nur gegen die Verfolgung unserer Feinde, sondern auch gegen Mangel und Noth gesichert

sein. Denn merke dieß mein Kind! jeder Mensch, der sich redlich und ehrlich nähren will, muß arbeiten, und wer nicht arbeiten will, da er noch arbeiten kann, verdient auch nichts zu essen. Um aber ungekannt unter jenen friedlichen Hirten zu erscheinen, so müssen wir unsere gegenwärtige Kleidung noch unterwegs mit der dieser Bergbewohner vertauschen. Wie meinst du, lieber Kuno! wir werden uns in der Gebirgstracht nicht gar so übel ausnehmen?" —

Nach dieser väterlichen Mittheilung klatschte Kuno jubelnd und hüpfend in die kleinen Hände. Denn wie die Neuheit vorzüglich für das jugendliche Herz einen starken Reiz hat; so war es auch hier bei Kuno der Fall. Daß sein Vater und er in einer neuen und fremden Gestalt erscheinen, statt einer Burg eine ländliche Hütte bewohnen, und dazu noch eine Heerde Kühe und Ziegen, nebst Milch, Butter und Käse in Fülle besitzen werden, dieser neue Gedanke erregte in seiner kindlichen Phantasie die reizendsten und angenehmsten Bilder. Er sah in der Vorstellung Alles schon, wie gegenwärtig, und träumte wachend und schlafend immer nur von diesem schönen Hirtenleben. Hierüber stellte er hundert Fragen an den Vater, um nur mit ihm recht oft und viel davon zu sprechen.

Die Reise war so glücklich, daß unsere Wanderer, zwar nicht ohne Beschwerden und Mühseligkeit, aber ohne widerwärtige Hindernisse, immer tiefer und tiefer in das Hochgebirg des Berneroberlandes hineindrangen. Der Vater konnte den Muth und die Ausdauer seines Kindes im Laufen nicht genug bewundern. Bei einer Tagreise von zehn Stunden mußte es abwechselnd mit dem Laufen kaum vier Stunden weit getragen werden. Und das gute Kind hatte den Vater nie zum Tragen er-

sucht, sondern vielmehr seine Müdigkeit so lange verschwiegen, bis sich dieselbe durch allmählige Entkräftung dem Vater von selbst verrieth. Was dem kleinen Kuno viel Spaß und Freude machte, war die fremde Kleidung, die sich der Vater unterwegs angekauft, und die sie vom Kopf bis zum Fuße so umgestaltet hatte, daß sie nur schwer wieder zu erkennen waren. Nur Eins kam ihm bedenklich vor, und schien ihn lange zu beunruhigen. Endlich offenbarte er es dem Vater und sprach: „Es ist schon recht, wenn uns die Feinde in dieser Verkleidung nicht wieder erkennen; aber die liebe Mutter und Theobald! wenn auch sie uns nicht wieder erkennen, dann finden sie uns nicht mehr."

„So werden wir doch sie wieder erkennen, und so doch einander wieder finden", erwiderte lächelnd der Vater, und selbst Kuno mußte über seine Einfalt herzlich lachen.

Am Abende des zweiten Tages saßen beide Wanderer sehr müde, hungrig und durstig auf einem losgerissenen Felsenstück, und richteten ihre Blicke bald zu den Bergen hin, die unfern von ihnen mit ihren schneeweißen Häuptern fast bis zu den vorüberwandelnden Wolken emporragten, bald hin zur Sonne, die so eben wunderschön unterging. Und überraschend ward ihr Ohr ergötzt von dem Kuhreigen, der fast harmonisch mit dem Geläute der Glöckchen, welche die Rinder am Halse trugen, von den nahen Alpenweiden zu ihnen herüber scholl. Dieß und der Anblick des goldnen Abendroths verlieh dem stillen und lieblichen Abende in einer in seiner Art einzigen Gegend eine Feierlichkeit, die ihr Gemüth zur Rührung, Freude und Andacht stimmte. Der kleine Kuno saß tief ergriffen mit gefalteten Händen neben dem Vater, der nicht minder gerührt und ergriffen war.

„Nun, liebes Kind!" versetzte der Vater", sind wir am Ziele unserer Reise. Ueberlaß' dein Herz der Freude, und dank' mit mir dem lieben Gott, der uns so glücklich hieher geführt, und uns vor neuem Unglück väterlich gut bewahret hat. Auch wollen wir ihn bitten, daß er uns hier auf dieser stillen Alp solche Menschen finden lasse, mit deren Hilfe unser Vorhaben wohl gelingen mag."

Nach diesen Worten entblößte der Vater sein Haupt kniete neben dem Felsenstück nieder, und begann mit gefalteten Händen und mit gen Himmel erhobenen Blicken ein herzliches Gebet. Kuno folgte gerührt dem Beispiele seines frommen Vaters, und sprach ihm das laute Gebet still im Herzen nach.

„Sieh', lieber Kuno!" sprach nach dem Gebete der Vater zu seinem Kinde", wenn ich mich nicht irre, so ist jener himmelhohe Berg dort, dessen Haupt, mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, in den Strahlen der untergehenden Sonne herrlich glänzt, das Finsteraarhorn. Man nennt ihn, wie noch etliche andere eben so hohe Berge in dieser Gegend, nur geradezu „Gletscher." Also am Fuße jenes Gletschers, auf dieser friedlichen Alp, gedenke ich uns eine Hütte zu bauen, und mich als Senn anzusiedeln. Doch, nun ist's Zeit zum Aufbruch. Sieh', schon ist die Sonne untergegangen, und zu den Sennhütten, die du dort an jenem Abhange erblicktest, haben wir wohl noch eine gute halbe Stunde zu gehen. Komm', mein Kind, ich trage dich bis dahin, und dort wird dir Ruhe und Erquickung werden."

Noch hatten sie die erste Sennhütte nicht erreicht, als ein Hirt, der von einer andern Seite her seine Heerde von der Weide nach Hause trieb, ihnen begegnete. Sie grüßten ihn, und er grüßte sie freundlich entgegen.

„Ihr seyd gewiß fremd auf unserer Alp?" fragte der Hirte. „Es ist bereits Nacht, und wie ich es euch anmerke, seid ihr sehr müde. Thut uns den Gefallen, und kehrt in unserer Hütte ein. Sie ist die erste, zu der wir kommen. Mein alter Vater daheim wird euch, wie er's allen Fremdlingen zu thun pflegt, mit Freude aufnehmen."

Obwohl diese so freundliche und zuvorkommende Einladung aus dem Munde eines so schlichten Alpenhirten unsere müden Wanderer nicht mehr überraschen konnte, so mußte sie doch ihrem Herzen sehr wohlthun. Sie wurde mit Rührung und Dank angenommen.

Sie waren noch etwa hundert Schritte von des Hirten Wohnung entfernt, als ihnen ein ehrwürdiger Greis freundlich entgegen trat.

„Du bringst mir liebe Gäste, Anton?!" versetzte der Greis, bewillkommte sie freundlich, und führte sie in die Stube, während Anton seine Heerde in einer Nebenhütte versorgte. Der gastfreundliche Greis stellte nicht lange neugierige Fragen an seine fremden Gäste, sondern sorgte vor Allem für deren bestmöglichste Bequemlichkeit. Erst, als diese sich bequem gemacht, und eine Erfrischung genossen, setzte er sich näher zu ihnen, um mit dem Ritter, den er für einen Bauern aus der niedern Gebirgsgegend hielt, ein Gespräch zu beginnen. Der Greis setzte sich seinem Gaste gegenüber, so daß sie bei der hellflackernden Oellampe einander frisch in's Gesicht sehen konnten, Schon wollten beide den Mund zum Sprechen öffnen, als sie plötzlich verstummten, und mit offenem Munde und starren Augen einer den Andern schweigend anblickte.

„Lieber, guter alter Jakob!" rief der Ritter mit Erstaunen und sichtbarer Freude aus, „alter Freund Jakob! seyd Ihr's wirklich, oder seht Ihr ihm nur gleich?"

„Wenn Ihr, wie ich glaube, der gnädige Herr Sohn meines bestseligen Herrn, des Ritters Kuno von Erlach, seid, so bin ich auch Euer alter immer noch treuer Jakob", erwiederte der Greis, und eine Thräne der Rührung und Freude trat in sein Auge. „Ja ihr seid es, auch in einem fremden Gewande erkenne ich noch das treue Abbild meines gnädigen, besten seligen Herrn", fuhr der Greis fort, erhob sich eilends, um dem Ritter Otto von Erlach unterthänig und ehrerbietig die Hand zu küssen. Allein dieser zog seine Hand zurück, und umarmte den Greisen als seinen Freund.

„Sind wir allein, lieber väterlicher Freund?" fragte hierauf der Ritter, indem er sich besorgt in der Stube umsah. „Nur Ihr allein, bester Jakob, dürfet hier wissen, wer ich bin, und nur Euch kann ich mein Geheimniß anvertrauen."

Nachdem der alte Jakob den Ritter versichert hatte, daß sie so lange ohne Zeugen sein werden, als er es befehle; so begann er seine Unglücksgeschichte zu erzählen, wie sie uns bis jetzt schon bekannt ist. Als er auf den Verlust seiner geliebten Gattin zu sprechen kam, wurde seine Rede weicher und schwächer, und nur mit Mühe und um seines Kindes willen beherrschte er den heftigen Schmerz, der ihm fast das Herz zerriß, und verschwieg die Besorgniß, in der er sie eher unter den Todten, als unter den Lebendigen wähnte.

Der gute Greis, der noch als Diener den Ritter Otto als kleinen Knaben auf den Armen trug und ihn ungemein liebte, konnte im ersten Augenblicke nicht mit Worten, nur mit Thränen sein innigstes Mitleiden ausdrücken. Auch des Ritters Gattin bedauerte er sehr, obwohl sie vor etwa zehn Jahren, seitdem er von der

Burgherrschaft Abschied genommen und sich hieher begeben hatte, noch nicht mit Otto verehelicht war. Aber er hatte sie und ihre Eltern als vortreffliche Menschen von vielen Jahren her gekannt. Als er endlich zu Worten kam, drückte er sich in seiner gutmüthigen Weise aus, und tröstete den Ritter mit so herzlichen Worten, daß er darin viel Trost und Aufmunterung fand. Und, wie ein Großvater seinen lieben kleinen Enkel, nahm er Kuno auf den Schooß, küßte und herzte ihn, und wußte nicht, wie er seine Freude an diesem schönen, lieblichen Kinde ausdrücken sollte.

„Das ist auch ein so guter Großvater, wie der, welcher uns vorgestern so freundlich zum Frühstück eingeladen hat", versetzte der Knabe. „Jener gute alte Mann", fuhr er an den Greisen gewandt fort, „hat den lieben Vater und mich bei sich behalten wollen, aber wir konnten nicht bei ihm bleiben. Wenn ihr uns einladet, bei Euch zu bleiben, so nehmen wir es mit Dank an. Nicht wahr, lieber Vater?!" —

„Wir wollen ihn recht freundlich darum bitten", erwiederte Kuno's Vater. „Wie! was! bitten!" fiel Jakob in die Rede", mich, den alten Jakob bitten!? da ich nur Gelegenheit habe, mich für tausend und tausend Wohlthaten in Etwas dankbar bezeigen zu können. Nein, gnädiger Herr! nein, bestes Kind! an mir ist es zu bitten, daß Ihr Euch herablasset, und beim alten Jakob gerne verbleiben wollet."

Wie freute sich Jakob, als ihm der Ritter sein Vorhaben mittheilte, sich hier auf der Alp eine Hütte zu bauen, und als Senn anzusiedeln. Nur dagegen hatte Jakob viel einzuwenden, daß der Ritter nicht nur den Namen sondern auch das Geschäft eines Senn's über-

nehmen wolle. Er meinte, solche niedrige Beschäftigungen wären auch gar zu tief unter seiner Würde, und er dürfe, um nicht undankbar zu sein, eine solche Erniedrigung nicht geschehen lassen. Er willigte erst dann ganz in das Ritters Vorhaben ein, als dieser ihm durch vernünftige Vorstellungen die Vorurtheile widerlegt hatte. Jakob mußte ihm sogar in die Hand versprechen, aus Vorsicht, ihn von nun an, sowohl unter sich, als öffentlich, nie anders als „Freund", oder nur geradezu „Otto" zu nennen. Und um alle Neugierde bei den benachbarten Hirten schon von Anfang zu unterdrücken, mußte Otto für Jakobs Anverwandte ausgegeben werden.

Wie groß war nun Otto's Freude und Dank gegen Gott, der es so wundersam gefügt hatte, daß er auf seiner Flucht gerade hieher, in Jakobs Hütte, seinen Weg nehmen mußte!

Endlich traten Anton und seine Gattin Rosa in die Stube, und der Greis stellte ihnen Otto und Kuno als Anverwandte vor, die aus dem Berneniederlande kämen, wo sein verstorbener Bruder ansäßig gewesen sey. Weil das Letztere wirklich dem also war, so setzten Anton und Rosa nicht den mindesten Zweifel in die vorgebliche Verwandtschaft. Anton freute sich ungemein, daß er gegen seine Anverwandten, die er für Fremdlinge gehalten, so freundlich und zuvorkommend gewesen war.

Schon nach einigen Tagen wurde zum Bau einer neuen Hütte für Otto Anstalt getroffen, und weil Viele der freundlichen Nachbarn dabei Hülfe leisteten, so war er zur Freude der neuen Ankömmlinge schon nach etlichen Wochen vollendet. Der Tag des Einzugs in die neue Sennhütte war für Otto und Kuno ein wahrer Festtag. Nun kam es auch an die Einrichtung einer

Sennerei, und Ritter Otto von Erlach war in kurzer Zeit ein so geübter Senn geworden, daß Niemand in seiner Person einen verkleideten Ritter vermuthet hätte.

Drittes Kapitel.

Das Emmenthal.

Im nördlichen Theile des Cantons Bern, nur das Bernerunterland genannt, wo das Klima wärmer, und der Boden fruchtbarer und auch sorgfältiger angebaut ist, als im Berneroberlande, liegt das freundliche Emmenthal. Es ist eines der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Thäler der Schweiz. Denn hier gedeiht der Getreide-, Wein- und Obstbau sehr gut, und die Rindviehzucht ist vortrefflich. Emmenthal ist weithin bekannt, insbesondere wegen der köstlichen und allgemein beliebten emmenthaler Käse. Wer nur einmal jenes freundliche Thal durchwandelte, wo er da und dort meist schöne Gebäude sah und allenthalben nur gutgekleideten und fröhlichen Menschen begegnete, konnte daraus leicht auf den Fleiß, Wohlstand und Sitten dessen Bewohner schließen.

Dieses liebliche Thal war es, an dessen Eingange eines Abends ein ältlicher Mann auf einem grünen Rasenplatze saß, der reichlich mit allerlei Obstbäumen, die gerade in vollster Blüthe standen, bepflanzt war. Etliche Schritte von ihm saß, den Rücken an einen Baumstamm gelehnt, auf dessen ausgebreitetem Oberkleide eine vornehme junge Dame, die krank zu sein schien. Denn ihre Stimme war schwach, ihre Augen voll Thränen, ihre Füße versagten ihr die nöthigen Dienste, und ihrer schmerzvollen Brust entstiegen von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer.

„Fassen Sie Muth, beste gnädige Frau!" sprach besorgt ihr ältlicher Beschützer; denn bald sind wir am Ziele unserer mühsamen und angstvollen Reise. Wir ruhen schon auf dem theuren Boden meines heimathlichen Thales, und nur noch eine kleine Stunde haben wir zurückzulegen, und — wir sind am Ziele. Dort, in Konrad's Hause, wird man uns liebreich und gastfreundlich empfangen, und dort werden Sie erquickende Ruhe und süße Erholung finden. Obwohl Konrad, mein Neffe, und seine gutmüthige Frau von unsrer Ankunft nichts wissen, ja nichts ahnen, so werden sie uns doch, ich bin es fest überzeugt, mit einer Liebe und Freude empfangen, als hätten sie uns schon die längste Zeit mit Sehnsucht erwartet. O, ich kenne ihr gutes, edles Herz! Wie werden sie sich freuen, zu welch großer Ehre es rechnen, meine gnädige Frau, die sie durch mich schon öfters so freundlich grüßen und beschenken ließ, nicht nur kennen zu lernen, sondern sogar unter ihrem Dache bewirthen zu dürfen! Wenn es Ihnen gefällt, gnädige Frau! so wollen wir hier noch rasten, bis nach Sonnenuntergang. Denn damit Sie im Thale ungekannt bleiben, wird es wohl rathsam seyn, daß wir erst im Schutze der Dunkelheit Konrad's Haus betreten. Irregehen können wir nicht; denn hier bin ich gar wohl zu Hause, und kein Weg und Steg ist mir unbekannt. Und um jeder Neugierde zuvorzukommen, oder sie bei Niemanden aufkommen zu lassen, so muß ich um Ihre gnädige Erlaubniß bitten, Sie bei Jedermann als meine und Konrad's Base ausgeben zu dürfen. Sogar Konrad's gute Kinder, die bei unsrer Ankunft, wie ich es wünsche, wahrscheinlich schon zu Bette gegangen sein werden, müssen Sie morgen nicht anders, denn als Base kennen lernen. Konrad und Anna, seine brave Frau, müssen

und dürfen wir schon in unser Geheimniß einweihen; denn auf ihre Verschwiegenheit können wir sicher bauen. Zu diesem Zwecke aber müssen Sie sich, liebe gnädige Frau, eine Vertauschung Ihrer gegenwärtigen Kleider mit ländlichen schon gefallen lassen. Es geschieht ja Alles um Ihretwillen, um Sie vor jeder Entdeckung und feindlichen Nachstellung zu sichern."

„Von deiner Liebe und Treue, o bester Theobald! bin ich schon längst vollkommen überzeugt. Du bist ein guter, vortrefflicher Mensch! Wie du so liebreich und so väterlich für mich besorgt bist! Du kümmerst dich nie um dich, nur stets um mich. Wie ich dir nächst Gott die Rettung meines Lebens verdanke, so werde ich dir auch für die Zukunft die Sicherheit und Erhaltung meines Lebens zu verdanken haben. Bester Theobald! eine solche Liebe, Treue und Sorgfalt werde ich dir in meinem ganzen Leben nie vergelten können. O, das vergelte dir der liebe Gott schon in diesem, und dann auch einstens dort drüben im bessern Leben! Was müßte ich anfangen ohne deinen Schutz? was würde mit mir geschehen, ohne dich? Wahrscheinlich läge ich schon unter dem glühenden Schutte unsrer Burg begraben, oder wenn ich auch dem Feuertode entronnen wäre, so hätte ich vielleicht einen langsamen, und daher auch schrecklicheren Tod auf der Flucht in einer mir unbekannten Gegend gefunden. Du hast bisher schon so viel, ja Alles für mich gethan, was nur ein Vater für seine Tochter, oder ein Sohn für seine Mutter zu thun im Stande wäre. Sieh'! darum erkenne ich dich für meinen besten Freund, treuesten Beschützer und größten Wohlthäter. Ich vertraue mich dir ganz an, und folge dir, wohin du mich führen wirst. Der Plan, lieber Theobald, den du für meine Sicher-

heit und Zuflucht entworfen hast, könnte nicht besser sein, er hat vollkommen meinen Beifall.“ —

So sprach Mathilde, die unglückliche Gattin des Ritters Otto von Erlach. Denn sie waren es, wie wir gleich Anfangs erriethen, als wir sie im Emmenthal, auf dem Rasenplatze fanden. Ja es war jene geliebte Gattin und jener treue Diener, die Ritter Otto von Erlach schon unter den Todten wähnt. Es war jene theure Mutter, die der kleine Kuno in seinem kindlichen Sinne, der immer hofft, niemals zweifelt, auf der Alp, am Fuße des Finsteraarhorns, ganz sicher zu finden glaubt. Ach, das gute Kind hofft für jetzt noch umsonst! Das Schicksal hatte die geliebte Mutter weit von ihm entfernt; denn manche Thäler, Hügel und Berge liegen zwischen ihnen; doch lebt sie noch, und so lange sie lebt, bleibt den Guten auf der Alp, wie denen im Emmenthal, die Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen hienieden.

„Ich muß dich, guter Theobald, in einer Sache um Verzeihung bitten“, fuhr Mathilde in ihrer Rede fort. „Sieh’, du sinnst und denkst stets nur darauf, wie du mir das Leben nicht nur erträglich, sondern sogar noch angenehm machen kannst, und dennoch mußt du mich viel seufzen und jammern hören. Ach, verzeih’ es mir, denn ich kann nicht anders. Du weißt ja wohl, wie sehr wir, mein Gatte, mein Kind und ich, uns liebten, wie wir allzeit nur ein Herz und eine Seele waren. Und sieh’! jene theuren Wesen, für die und in denen ich gleichsam lebte, die mit mir in Gott nur Eines waren, fehlen mir nun überall. Kann ich da, wo sie mir fehlen, sobald wieder glücklich werden? Ich will mir aber Mühe geben, will mir Gewalt anthun, um doch wenigstens zufrieden zu leben, wenn ich auch nicht glücklich sein kann.

Ich will Gott inbrünstig darum bitten, und auch du, lieber Theobald, wirst mir ihn darum bitten helfen, daß er in der Stunde der Trübsal mein schwaches Herz trösten und stärken, und es vor Kleinmuth bewahren wolle. Ja der gütige Gott wolle in meiner Brust die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen der lieben Meinigen immer stark und lebendig erhalten. Denn fürwahr! ich muß es dir gestehen, wenn mich diese Hoffnung verließe, müßte ich in Schmerz und Gram vergehen. Du beschämst mich hierin sehr; denn noch keinen Augenblick hast du an dem gezweifelt, was du in dieser Sache hoffest. Daß doch meine Hoffnung so stark wäre, wie die deine! Du verharrest also immer noch auf der Meinung, daß unsre Theuren in jener unheilvollen Nacht dem Feinde und dem Tode entronnen, und nun irgendwo im Bernerlande in Sicherheit seien?! Wenn ich nur auch Gewißheit davon hätte! Aber ach! diese qualvolle Ungewißheit ist es eben, die meine Hoffnung zuweilen schwächt und mich recht unglücklich macht." — „Beste gnädige Frau!" bat Theobald, „fassen Sie doch Muth und beruhigen Sie sich hierüber! der gnädige Herr ist, wie ich fest glaube, mit dem lieben kleinen Kuno dem Feinde und dem Tode so sicher entronnen, als wir, und sind wahrscheinlich schon in diesem Augenblicke, wo Sie nun für sie sorgen, und kümmern, an einem sicherern Orte, als wir selbst, und werden nun ebenfalls thun, wie Sie, nämlich nur um uns, und nicht um sich bekümmert sein. Ja, gnädige Frau! an deren Rettung und Sicherheit glaube ich so fest, daß mir kein Zweifel diesen Glauben aus der Brust rauben kann. Und so fest mir mein Glaube, ist auch meine Hoffnung, — jene Hoffnung, daß der liebe Gott es gewiß noch einmal so fügen werde, daß wir sie, und sie uns

wieder finden werden. Und wie groß, wie selig wird alsdann jederseits die Freude des Wiedersehens sein!“

„Wie gut du zu trösten verstehst! erwiederte Mathilde mit einer Thräne im Auge. „Gott vergelte es dir! Da du nun weißt, wovon ich gegenwärtig am liebsten sprechen höre, so bitte ich dich, lieber Theobald, mir nochmals ausführlich zu erzählen, wie wir in jener Unglücksnacht von den Theuren getrennt worden, und wir dem Tode entrissen sind. Du hast mir zwar in jener Nacht schon Manches davon erzählt; aber ich muß dir offen gestehen, daß ich fast nichts mehr davon weiß. Denn ich war damals im Kopfe so verwirrt und im Geiste so verstört, daß ich außer meinem grenzenlosen Elend weiter nichts mehr denken und fassen konnte.“

„Als wir mit dem gnädigen Herrn,“ begann Theobald, „der, wie Sie wissen, den lieben kleinen Kuno auf den Armen, und eine brennende Lampe in den Händen trug, im unterirdischen Gange angekommen und wir schon inmitten desselben waren, da entstand plötzlich in den Gemächern der Burg, gerade über unserm Haupte, ein so schreckliches Getöse, daß Sie ungemein erschracken und an allen Gliedern zitterten Der gnädige Herr lief in größter Eile vor uns her, und wir blieben, weil Sie immer schwächer wurden und an meinem Arme fast nicht mehr gehen konnten, allmählig immer weiter und weiter hinter ihm zurück, so daß ich bei dem schwachen Scheine der Lampe nur kaum mehr den Weg sehen konnte. Der gnädige Herr muß unser Zurückbleiben nicht bemerkt haben, was in einem so angstvollen Augenblicke ganz natürlich ist; denn sonst wäre er sicher langsamer gelaufen, oder hätte auf uns gewartet, da er ja wußte, daß nur er, wir aber kein Licht haben. Schon hatte ich

den Mund geöffnet, um den gnädigen Herrn zu rufen, als ich plötzlich neben uns in dem gewölbten Keller, von dem nur eine Mauer uns schied, großes Geräusch und dumpfe Männerstimmen vernahm. Da entschlüpften mir leise die unglücklichen Worte: „ach, Gott! wir sind in Gefahr, entdeckt zu werden." Sie müssen diese Worte, die ich noch jetzt bereue, vernommen und verstanden haben; denn plötzlich sanken Sie ohnmächtig an meiner Seite nieder. Ich erschrack, aber faßte mich sogleich wieder, nahm Sie auf meine Arme, und wollte dem gnädigen Herrn so gut ich konnte, folgen. Aber welch' neues Unglück! plötzlich erlosch in der Ferne die Lampe, und ich war in dichte Finsterniß gehüllt. „Gott sei uns gnädig!" flehte ich im Herzen. Und Gott stärkte mich; denn ich ließ den Muth nicht sinken. Jetzt vernahm ich von der Seite her, wohin der gnädige Herr uns vorausgegangen war, einen wiederhallenden Ruf: „Mathilde! — theure Mathilde!" — es war seine Stimme, ich kannte sie wohl. O, wie gerne hätte ich den Ruf beantwortet! Aber der Gedanke an die nahe und schreckliche Gefahr die uns daraus hätte entstehen können, widerrieth es mir. Ich faßte meinen Muth, und suchte den Weg, so gut es sich in der Finsterniß thun ließ. Wohl stieß ich manchmal den Kopf bald rechts bald links an die Felsenwand; aber ich achtete es nicht, die Hoffnung, bald den Ausgang des doppelt schauerlichen Ganges zu erreichen, stählte mir den Muth. Jetzt, da ich dem Ausgange nicht mehr gar ferne sein mußte, vernahm ich von dort her deutlich die Worte, die aus dem Munde des gnädigen Herrn gekommen: „Allmächtiger Gott!" rette du meine Gattin, und ich will mit deiner Gnade das Kind zu retten suchen!" — „Allmächtiger Gott!" sprach auch ich im Herzen,

„rette du meinen Herrn und sein Kind, und ich will mit deiner Gnade seine Gattin zu retten suchen!" Ich konnte nun leicht vermuthen, daß draußen die Gefahr noch größer sein müsse, als hier im schauerlichen Gange.

Doch, gottlob! ich hatte endlich mit unsäglicher Geduld und großer Stärkung von Oben den erwünschten und zugleich gefürchteten Ausgang erreicht. Noch war ich nicht im Freien, als plötzlich ein lichtheller Schein mir fast die Augen verblendete. Ich vermuthete sogleich, daß die Burg schon von allen Seiten in Flammen auflodern müsse. Es durchschauerte mich ein Todesschrecken. Und, wie ich's vermuthete, so war es auch. Nun stand ich mit meiner theuren Bürde im Freien, aber zum Glück in einem dichten Gesträuch. Nur dieses konnte mich vor Entdeckung schützen. Denn kaum dreißig Schritte von mir waren feindliche Krieger. Jetzt konnte ich mir die Worte des gnädigen Herrn und seine plötzliche Flucht ganz genau erklären. Mit einem flehenden Blicke nach Oben, floh ich so geräuschlos als möglich nach der entgegengesetzten Seite. Ich lief auf den Zehen und schnaufte kaum. So kam ich, ich wußte kaum wie, immer tiefer und tiefer in den dunkeln Eichenwald hinein. Und je weiter ich kam, desto leichter wurde es mir um's Herz. Ich hatte meiner Flucht bis jetzt noch kein Ziel vorgesteckt, ich lief wohin es ging, zufrieden, wenn mich der Weg nur immer weiter von dem Schauplatze des Schreckens und der Todesgefahr entfernte. Endlich überfiel mich eine gänzliche Ermattung, ich mußte Halt machen, um wieder frischen Athem zu schöpfen, und zur weitern Flucht neue Kräfte zu sammeln. Wie weit ich schon gegangen war, wußte ich im Augenblicke nicht, genug, daß ich von der brennenden Burg keine Spur mehr gewahrte.

Hier legte ich Sie, liebe gnädige Frau, auf einen weichen Rasen nieder. Sie hatten sich, zu meiner größten Freude, aus Ihrer Ohnmacht wieder in so weit erholt, daß Sie die Augen öffneten, aber noch etwas verwirrt um sich hersahen. Da kniete ich an Ihrer Seite nieder, dankte dem gütigen Gott für die Rettung, und flehte inbrünstig um seinen noch fernern allmächtigen Schutz."

„Ja, lieber Theobald, da war es, wo ich zum Erstenmale wieder mein unglückliches Schicksal, mein Elend, in seiner ganzen Größe erkannte", fügte Mathilde Theobalds letztern Worten bei. Sie war sehr gerührt, aber auch mehr gestärkt und getröstet, als kurz zuvor. An den gefalteten Händen und frommen, gen Himmel gerichteten Blicken konnte man errathen, womit ihr Herz in diesem Augenblick beschäftigt sei. Sie betete im Stillen. Theobald hatte es sogleich bemerkt, und störte sie nicht. Er betete im Herzen mit ihr. Was anders, als der Dank gegen Gott, der sie bisher so mächtig und väterlich gut beschützte, wie die Bitte um seinen fernern Schutz, konnten wieder der Gegenstand ihres stillen und herzlichen Gebetes sein?

„Nun, guter Theobald, steht es mit meinem Herzen wieder besser", nahm Mathilde nach einiger Zeit wieder das Wort. „Ja deine Erzählung und Gottes Güte haben wunderbar auf mich gewirkt. Nun zweifle auch ich nicht mehr an der Rettung meiner Geliebten. Ja nachdem der liebe Gott uns schon so viele Beweise gegeben, daß er uns Alle in seinen väterlichen Schutz genommen habe, wäre jeder Zweifel eine Sünde. Nein, von nun an will ich unwandelbar auf Gottes Macht und Güte vertrauen, und will die Lenkung und den endlichen Ausgang unsers Schicksals, so verworren es jetzt auch noch sein mag,

ihm ganz anheimstellen, und gewiß! der liebe Gott wird Alles wieder gut machen. Ich will im Stillen Alles mit Geduld ertragen, was der Herr zu meiner Prüfung noch allerlei Widerwärtiges über mich kommen lassen mag. Und ich will — hierbei knieete sie nieder — ich will, das gelobe ich dir, o allwissender Gott, in dieser feierlichen Stunde, eine Stiftung machen, woraus auf immerwährende Zeiten zwei arme Waisen von Kindheit an, bis zu den Jahren ihrer Versorgung, erhalten und gut erzogen werden können, wenn du, lieber Gott, es so fügen wirst, daß wir hienieden einander wieder finden, und in den Besitz unsrer entrissenen Herrschaft kommen.

„Auch ich mache das Gelübde", fügte Theobald ebenfalls auf den Knieen bei, „in die arme Kirche zu Erlachsdorf aus meinem bisherigen Ersparnisse einen Kelch zu stiften, wenn wir Alle einmal wieder beisammen, und auf die verwaiste Burg gezogen sein werden."

„Amen!" sprach Mathilde mit tiefer Rührung. „Amen!" fügte fromm der alte Theobald bei. Selbst die untergehende Sonne schien diesen feierlichen Augenblick verherrlichen zu wollen. Denn sie hatte mit ihren Abendstrahlen das Antlitz der Betenden verklärt, und Alles um sie her vergoldet.

„Sie ist untergegangen, die liebe Sonne!" versetzte Theobald, indem er sich mit der gnädigen Frau von den Knieen erhob. „Und wie freundlich und lieblich sie unterging! Gewiß noch schöner wird sie uns morgen in Konrads gastfreundlicher Wohnung wieder aufgehen!" —

„Wird es nun Zeit zum Aufbruch sein?" fragte Mathilde, etwas heiterer gestimmt. „Sieh', ich bin bereit, und fühle mich am Schlusse des Tages zum Gehen weit stärker, als am Anfange desselben. Das macht der

Trost und die Hoffnung. Doch, das will ich dir überlassen, du weißt es am besten, wenn es Zeit sein wird."

„Es wird gerade die rechte Zeit sein," erwiederte Theobald! „denn obwohl es bis zu Konrads Wohnung nur eine Stunde Wegs ist, so brauchen wir schon eine halbe Stunde mehr bis dahin. Und so fällt unsre Ankunft ungefähr auf neun Uhr. Dieß ist gerade die Zeit, wo die Straßen von Menschen leer, Konrads Kinder schon in der Ruhe, er und seine Gattin aber noch wach sein werden."

„Nun so gehen wir in Gottes Namen!" fügte Mathilde bei. Und sie gingen.

Viertes Kapitel.

Die brave Bauernfamilie.

In der anmuthigsten Gegend des Emmenthals, am Fuße eines niedrigen Rebhügels, inmitten der schönsten Gras- und Baumgärten, war Konrads Haus gelegen. Es stand einsam in diesem obstreichen Gelände, und etwa einige hundert Schritte vom eigentlichen Dorfe entfernt, so daß man es beim ersten Anblick für ein Gartenhaus hätte halten können. Wer ihm aber ganz nahe kam, erkannte darin an der Scheune und Stallung mit einem geräumigen Hofe sogleich das Haus eines mittelmäßigen Bauern. Konrad konnte ein wohlhabender Mann, aber in Vergleichung mit den übrigen großen und reichen Bauern, doch nur ein Bäuerlein genannt werden. Uebrigens aber hielt er seine Sache so gut im Stande, daß sein Vermögen, das vor wenigen Jahren noch weit kleiner war, unter Gottes Segen jährlich sichtbar zunahm. Denn wie Konrad die Feldgeschäfte, so verstand auch Anna das

Hauswesen vortrefflich zu führen. Sie galten im ganzen Dorfe, das man reich nennen durfte, für ehrliche, rechtschaffene, haushältige Leute. Doch waren Arbeitsamkeit und Sparsamkeit nicht ihre größten und einzigen Tugenden, sondern diese waren die natürliche Folge ihrer echtfrommen Gesinnung und ihres wahrhaft tugendhaften Wandels. Bei Allem, was sie unternahmen und thaten, hatten sie mit Gottvertrauen vorzüglich das göttliche Wohlgefallen und das Glück ihrer Kinder im Auge, ohne je dabei zu vergessen, was sie ihren Mitmenschen, insbesondere den Armen schuldig seien. So arbeitsam und fleißig sie auch waren, versäumten sie doch darüber nie den öffentlichen, am wenigsten den häuslichen Gottesdienst. Und die Sonn- und Feiertage waren ihnen allzeit so heilige Tage, daß sie an denselben um Alles in der Welt nichts unternommen und gethan hätten, wodurch sie nur im Mindesten entheiligt worden wären, an denselben aber auch nichts unterließen, wodurch sie wahrhaft geheiligt wurden. Dieser fromme und gottselige Sinn hatte ihrem Geiste jene Richtung gegeben, in welcher Fleiß und ihre Arbeitsamkeit nie in Habsucht, und ihre Sparsamkeit nie in Geiz ausarten konnten. Daher waren mit diesen Tugenden allzeit auch jene der Gastfreundschaft, der Dienstfertigkeit und Wohlthätigkeit auf's engste verbunden. Und wie sich Tugend nur gerne zur Tugend gesellt und eine der andern die Hand bietet, so konnten ihnen auch alle übrigen Tugenden, die nicht sogleich in die Augen fallen, sondern deren einzige Zeugen oft nur Gott und das Gewissen sind, nicht fehlen. Wie sorgfältig und gewissenhaft sie bei einer so tugendhaften Gesinnung ihre Kinder erzogen, läßt sich von selbst erwarten. Und konnte in einem Hause, wo Gottesfurcht

und Rechtschaffenheit die Hausregeln waren, und wo die Kinder in den schönen Beispielen der Eltern einen lebendigen Tugendspiegel hatten, der Segen Gottes, der Friede des Himmels und das stille häusliche Glück wohl fehlen? Nein, wer diese brave Familie genauer kannte, und wer nur Einmal in ihrer Wohnung war, konnte von diesen Tugendfrüchten Zeuge sein.

An demselben Abend und zu derselben Stunde, als Mathilde und Theobald den grünen Rasenplatz verlassen, und sich auf den Weg nach Konrads Wohnung begeben hatten, war die ganze Familie, wozu die braven Eltern nicht nur ihre drei hoffnungsvollen Kinder, sondern auch den Knecht und die Magd, die ihnen schon etliche Jahre treue Dienste leisteten, allzeit zählten, munter um den Tisch zum Nachtessen versammelt. Den Kindern, wovon Anna zehn, Rosa acht und Konrad beinahe sechs Jahre alt war, wollte dießmal das Essen nicht recht schmecken. Denn der Abschied, den der geliebte Vater morgen, oder vielleicht diese Nacht schon, auf einige Zeit von ihnen zu nehmen gedachte, hatte den guten Kindern schon zum Voraus das Herz so schwer gemacht, daß ihnen die Thränen in den Augen standen. Konrad hatte nämlich mit Hülfe des Knechtes, wie die meisten Bauern im Emmenthal thun, einen großen Vorrath von allerlei trefflichen Käsen gemacht, wovon er nun einen Karren voll nach Bern zum Verkauf führen wollte. Die Käse waren schon eingepackt, und somit Alles zur Abreise vorbereitet, die auf morgen 3 Uhr in der Frühe festgesetzt war. Der Vater sah die Thränen in den Augen seiner Kinder, und sein Herz freute sich darüber, weil ihm ihre Thränen sprechende Zeugen ihrer innigen Liebe waren, die sie zu ihm, wie zu der guten Mutter, hatten.

Nach dem Essen gab Konrad den beiden Dienstboten in Hinsicht der Geschäfte, die in seiner Abwesenheit zu verrichten waren, freundlichernst die nöthigen Befehle, und verabschiedete sich bei ihnen. Hierauf verrichteten sie, wie gewöhnlich, insgesammt und laut das Tischgebet, und, nach Entfernung der Dienstboten, auch mit den Kindern das übliche Nachtgebet.

„Gehet jetzt getrost zu Bette, liebe Kinder!" sprach Konrad weicher, als sonst, und gab jedem einen Abschiedskuß. Die Kinder weinten. „Müsset nicht weinen, liebe Kinder! ich werde, wills Gott, bald wieder bei euch sein. Ja, mache ich guten Markt, so bin ich in acht Tagen schon wieder hier. Und wenn ihr recht brav und der lieben Mutter stets gehorsam seid, so wisset ihr schon, was für Marktkrämchen ihr bei meiner Rückkunft empfangen werdet. Aber, Kinder! wahrscheinlich werde ich euch dießmal mehr, als bloße Krämchen mitbringen, Jemanden, der euch ungemein lieb und theuer ist, — wen meinet ihr wohl?

„Gewiß den lieben Herrn Vetter Theobald!?" erwiederten die Kinder einstimmig, und ihr Angesicht heiterte sich wieder ein wenig auf. „O, ja, lieber Vater!" bat ein Kind nach dem andern, „bringet ihn mit, den lieben Herrn Vetter Theobald!"

„Ich will in ihn dringen, so gut ich kann", versetzte der Vater, und will es auch bei der gnädigen Burgherrschaft nicht an höflichen Bitten fehlen lassen, daß sie ihm die Erlaubniß dazu ertheilen wolle. Aber auf die Erlaubniß rechne ich schon zum Voraus; denn Herr Vetter Theobald hat eine gar gute Herrschaft, die ihn liebt und ihm jede Freude von Herzen gönnt. Auch an Theobalds Willen zweifle ich dießmal nicht; denn er hat uns schon

längst einen Besuch versprochen, und könnte er dazu eine schönere Jahrszeit wählen, als den Frühling, und sogar den lieblichen Maimonat? Ja, Kinder, ich hoffe ihn diesmal mitzubringen."

„Und wie wird ihn die Ueberraschung freuen!" fügte die Mutter bei, „wenn wir ihn in das obere Stüblein führen, das wir eigens für ihn haben herrichten lassen. Ich will auch ein gutes Bett darin aufrichten, und den Boden frisch aufputzen. Hoffentlich wird er diesmal länger bei uns bleiben, als beim letzten Besuche. Es soll gewiß an mir nicht fehlen, ihm den Aufenthalt bei uns recht angenehm zu machen.

„Auch an uns solls nicht fehlen!" riefen die Kinder voll Freude.

„Ich will ihm selbst das schöne Halstuch überreichen, das die Mutter ihm zum Geschenke gekauft, und ich selbst gesaumt habe," versetzte die kleine Anna. „Und ich will ihm das schöne Lämmchen schenken, das mir der Vater an meinem Namenstage zum Geschenke gab," sprach der muntere Konrad.

„Und was will ich ihm schenken?" fragte Rosa nachdenkend sich selbst. „Jetzt weiß ich's!" rief das gute Mädchen freudig aus. „Ich sammle im Garten und auf der Wiese allerlei Blumen, und schmücke damit das Lämmchen, das Konrad ihm schenken will."

„Da hast du mich auf einen guten Gedanken gebracht, liebe Schwester!" sprach Anna weiter. „Wir, Konrad und ich, helfen dir auch Blumen sammeln, und was du nicht zum Schmücken des Lämmchen brauchst, damit schmücken wir dann das Stüblein, welches für den Herrn Vetter bereitet ist. Das wird ihn gewiß auch freuen! Aber davon müsset Ihr ihm noch nichts sagen, lieber Va-

ter! denn sonst wäre uns die ganze Freude verdorben. —„Beileib nicht, gute Kinder!" erwiederte der Vater, gerührt über die Herzlichkeit derselben. „Nein, eure uneigennützige Freude, die auch die unsrige sein wird, werde ich um keinen Preis verderben."

„Aber bei dem Schmücken des Stübleins mit den Blumenkränzen darf doch meine Hand auch ein wenig mithelfen!?" versetzte die Mutter lächelnd, indem sie die Antwort der Kinder schon voraus wußte.

„O, freilich liebe Mutter! wir bitten, wir bitten," erwiederten die Kinder." Wenn Ihr uns beisteht", fügte Anna bei, „dann wird uns Alles um so besser gelingen."

„So, liebe Kinder," sprach der Vater, indem er nach der Wanduhr sah, „geht denn in Gottes Namen zu Bette, seht, der Zeiger steht schon auf halb neun Uhr."

Da reichten ihm die Kinder zum Abschied nochmals die Hand, in der sichern Meinung, sie würden den Vater nicht eher wieder sehen, als bis nach der Heimkehr von Bern an der Seite des geliebten Herrn Theobald. Denn weder sie, noch die guten Eltern, konnten es ahnen, daß Theobald zu der Stunde, wo sie so liebevoll seiner gedachten, ihrer Wohnung schon so nahe wäre, und das neue Stüblein morgen, ja diese Nacht, zwar nicht von Theobald, aber von einem andern, noch vornehmeren Gaste, würde bewohnt werden.

Hierauf besprengten sich die Kinder, wie es damals in jeder christlichen Familie der fromme Brauch war, mit Weihwasser, machten andächtig das heilige Kreuz, und sprachen: „gelobt sei Jesus Christus!" — „In Ewigkeit!" fügten die Eltern fromm hinzu, und die sorgsame Mutter begleitete die Kinder zu Bette.

Konrad sah vor Schlafengehen, nach seiner Gewohn-

heit noch einmal nach, ob im Stalle mit dem Vieh Alles in der Ordnung sei, und Anna verschloß sorgfältig die hintere Thüre, und, nach Konrads Rückkunft, auch die vordere. Und so mochte bisher wieder eine viertel Stunde verflossen sein. Schon waren sie im Begriffe, auch sich schlafen zu legen, schon wollte Anna das Licht löschen, als plötzlich der große Kettenhund zu bellen anfing, und es endlich leise an der vordern Thüre pochte.

„Hörst, Konrad, ist Jemand draußen!" sprach Anna.

„Wer wohl so spät noch kommen mag!?" versetzte Konrad halb überdrüßlich, ging sogleich hinaus, und öffnete die Thüre.

Da vernahm Anna in der Stube aus Konrads Munde, den Ausruf des Erstaunens und der überraschten Freude. Aber plötzlich war wieder Alles stille, und sie vernahm nichts, als leise Fußtritte, die ihr immer näher kamen. Die Thüre ging auf, und Konrad trat allein in die Stube, that aber sehr geheimnißvoll. „Liebe Anna!" sprach er, „bevor ich dir sage, wer so spät noch angekommen ist, muß ich dich ersuchen, dein Erstaunen und deine Freude zu mäßigen, und dich ganz stille zu verhalten; denn eine der angekommenen Personen muß außer uns beiden Jedermann unbekannt bleiben. Denke dir, es sind Vetter Theobald und die gnädige Frau von Erlach. Das Ganze ist auch mir noch ein Geheimniß, aber wir werden es sogleich erfahren."

Jetzt trat auch Theobald mit Mathilde in die Stube, die gute Frau war so müde und entkräftet, daß sie sich sogleich niedersetzen mußte. Konrad und Anna wußten sich augenblicklich nicht recht zu benehmen; denn die geheimnißvolle Ueberraschung hatte sie nicht wenig verlegen gemacht. Doch Theobalds Begrüßungen waren so

herzlich und alle seine Worte so vertraulich, daß dieß Benehmen ihnen alle Schüchternheit nahm. Sie bewillkommten die hochwerthen Gäste mit ihrer eigenthümlichen Herzlichkeit, und baten die gnädige Frau höflichst um ihre Befehle. Aber Mathilde erwiederte: „Liebe Leute! ich habe nirgends mehr zu befehlen, nur zu bitten. Ich komme als eine Verstoßene, die keine Heimath mehr hat, und bitte euch um eine gütige Aufnahme, und um ein Plätzchen, wo ich vor Nachstellungen meiner Feinde sicher sein kann."

„Unser ganzes Haus steht Ihnen zu Diensten, beste gnädige Frau!" versetzte Anna.

„Hier haben Sie nur zu befehlen, nicht zu bitten, wir wir sind zu Allem bereit, womit wir Ihnen dienen können," fügte Konrad bei.

„Ich muß hier ins Mittel treten," unterbrach Theobald. „Ich kenne euch schon längst, meine Lieben, und habe deshalb die gnädige Frau von eurer liebreichen Aufnahme schon zum Voraus versichert. Sie bedarf also eurer Versicherung nicht mehr, sie weiß schon Vieles von euch, und was sie noch nicht weiß, wird sie in wenigen Tagen zu ihrem Troste selbst erfahren. Darum, bevor ich euch die unglückliche Geschichte meiner lieben gnädigen Herrschaft erzähle, nur kurz gesagt: liebe Anverwandte! wir sind eure Gäste, und ich darf wohl hinzusetzen, eure willkommenen Gäste."

„Ja gewiß!" erwiederten Konrad und Anna einstimmig, indem sie durch Theobalds Worte dreister und vertraulicher geworden waren.

„Ich will vor Allem für die lieben, lieben Gäste eine warme Speise bereiten," versetzte die gutmüthige Anna", und dann zwei frische Betten richten; denn sie scheinen hungrig und müde zu sein." Sie sprach's und entfernte sich.

„Ihr habt eine gute Frau, lieber Freund!“ sprach Mathilde zu Konrad, „und gewiß auch eben so gute Kinder. Ihr müsset recht glücklich sein?!“

„Ja, gnädige Frau, Gott sei's gedankt! wir sind recht glücklich. Und ich wünsche und hoffe, daß Sie auch recht bald wieder glücklich werden“, erwiederte Konrad gemüthlich. „Aber erlauben Sie“, fuhr Konrad fort, „daß ich mich auf kurze Zeit entfernen darf?“

„Ja, ich merke schon, lieber Konrad!“ versetzte Theobald lächelnd, „was du im Sinne hast. Du kennst eben deinen Vetter, und weißt, daß er ein gutes Glas Wein und eine Portion Emmenthaler Käse dazu nie verschmähte. Ja das ziehe ich gegenwärtig der warmen Speise vor. Denn von den Jagden her, die ich als Begleiter des gnädigen Herrn oft mitmachte, bin ich an solche Strapazen und an eine kalte Küche schon gewöhnt. Sieh', lieber Konrad, ich bin immer noch der alte Theobald, und rede stets frei von der Brust.“

„So ist's recht, so lieb ich's“, versetzte Konrad, und wollte sich entfernen. Mathilde aber drang bittend in ihn, die gütige Hausfrau in ihrem Namen ersuchen zu wollen, daß sie ihr diesen Abend ja keine andere Speise, als eine Rahm- oder Milchsuppe, gefälligst zubereite, weil sie durchaus keine Eßlust habe, sondern nur etwas Warmes zu genießen wünsche. Anna gehorchte, um die gnädige Frau nicht zu beleidigen, obwohl sie mit aller Bereitwilligkeit gerne ein besseres Mahl bereitet hätte.

Schon nach etlichen Minuten stand eine vortreffliche Rahmsuppe auf dem Tische, welche Mathilde unter Belobung der Köchin mit Dank genoß, und wodurch sie, nach ihrem eigenen Geständniß, sehr erquickt worden war. Auch Theobald ließ es sich bei seiner kalten Küche, wie

er den Wein, das Brod und den Käs nannte, herrlich schmecken, und auch er ließ es nicht an Belobung fehlen. Während die Gäste sich am Tische erquickten, richtete Anna zwei frische Betten auf. Ein gewisses Zartgefühl erinnerte sie an das, was der Anstand erforderte, und sie bereitete das obere Stüblein, das ihr bestes Gemach und zwar für Theobald bestimmt gewesen war, für die gnädige Frau zu. Sie war wider alle Erwartung bald damit fertig, obwohl sie ihr Geschäft ganz geräuschlos und demnach in bester Ordnung verrichtet hatte. Niemand im Hause wurde dadurch aus dem Schlafe erweckt, was man auch wünschte. So flink Anna bei allen ihren Geschäften war, so durfte doch dießmal die Neugierde, die als eine Folge der Erbsünde allen Menschen, hauptsächlich dem weiblichen Geschlechte, eigen ist, an ihrer Behändigkeit einen nicht geringen Antheil haben. Sie wollte natürlich bei der Erzählung der Unglücksgeschichte, wie bei der Mittheilung des Geheimnisses, auch zugegen sein. Sie erschien wieder bei der Gesellschaft, und Theobald begann wirklich, mit Erlaubniß der gnädigen Frau, jene schauerliche Geschichte zu erzählen, die uns schon früher bekannt geworden ist.

Diese Erzählung hatte Konrad und Anna sehr angegriffen, und ihr gutes Herz zum innigsten Mitleid gerührt. Als Theobald noch erzählte, standen schon Thränen des Mitleids in ihren Augen, und als er schwieg, drückten sie in ihrer eigenthümlichen Weise und natürlichen Gutmüthigkeit der gnädigen Frau ihre aufrichtige Theilnahme aus. Sie trösteten die Unglückliche mit so herzlichen Worten, daß sie wirklich viel Trost darin fand, und Gott im Herzen dankte, daß er sie zu so guten Menschen hatte kommen lassen. Um auch zu zeigen, wie

ernst es ihnen sei, so verbanden sie mit den Trostworten die aufrichtigsten Versicherungen, so viel in ihren Kräften stehe, dazu beizutragen, um der gnädigen Frau das unglückliche Schicksal leichter und erträglicher, und den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen.

Mathilde dankte den guten Leuten mit einer Thräne im Auge, und Theobald theilte seinen Anverwandten den uns bekannten Plan mit, daß nämlich die gnädige Frau von nun an als ihre Base betrachtet werden, und deshalb morgen schon in der ländlichen Tracht erscheinen müsse. Diese sahen zwar leicht die Nothwendigkeit dieser Vorsichtsmaßregeln ein, aber sie meinten, es wäre sehr unanständig, die gnädige Frau nur geradezu ihre Base zu nennen. Nachdem aber Theobald ihnen begreiflich gemacht, wie die kleinste Unvorsichtigkeit die gnädige Frau verrathen, und sie dadurch in's Verderben stürzen könnte, so versprachen sie alles zu thun, so schwer es sie auch ankommen möge.

Anna holte sogleich ihr Hochzeitkleid herbei, das sie seit dem Hochzeittage im Kasten verschlossen hatte.

„Dieß Kleid, denke ich'', sprach sie etwas wohlgefällig, „wird sich für unsere vornehme Base am besten schicken. Fürs Erste sind wir von gleicher Größe, und dann wird es wohl Niemand mehr als das meinige erkennen, am wenigsten meine Kinder und Dienstboten, weil sie es, so viel ich weiß, noch nie gesehen haben."

„So, nun ist Alles gut vorbereitet, und auch das Uebrige wird sich gut geben", versetzte Theobald mit großer Zufriedenheit, und meinte um der lieben Base willen sei es Zeit zum Schlafengehen.

Konrad theilte nur noch mit, daß er morgen in der Frühe habe nach Bern verreisen wollen, nun aber aus

dieser Reise für jetzt nichts werde. Und nun ging man in aller Stille zur Ruhe.

Fünftes Kapitel.

Die neuen Hausbewohner.

Am andern Morgen, als schon die freundliche Sonne am heitern Himmel stand, und den Bewohnern dieses Hauses einen doppelt schönen Tag verkündete, kamen die Kinder nicht so munter, wie sonst, aus ihrem Schlafgemache in die Wohnstube, um unter der mütterlichen Leitung das Morgengebet zu verrichten, und dann sich zu waschen, zu kämmen und noch vollends anzukleiden. Aber wie groß war ihr Erstaunen und wie überraschend die Freude, als sie bei ihrem Enitritt in die Stube nicht nur die Mutter, sondern auch den Vater fanden, den sie schon etliche Stunden vom Hause entfernt glaubten!

„Wie, lieber Vater, Ihr noch hier?!" riefen die Kinder voll des Erstaunens einstimmig aus.

„Ihr seid doch nicht unwohl, lieber Vater?" fragte ängstlich die kleine Anna. „Oder es wird doch sonst kein Unfall begegnet sein?" fügte Rosa bei, „daß Ihr noch nicht auf der Reise seid."

„O, das ist mir gar lieb, daß der gute Vater noch hier ist, er kann noch lange nach Bern reisen", versetzte der kleine Konrad.

„So denk' ich auch", erwiederte der Vater freundlich lächelnd, und so werden auch deine Schwesterchen denken, wenn sie die Ursache erfahren, warum ich meine Reise verschoben habe. Aber ihr müsset eure Neugierde schon noch einige Zeit beherrschen, bis ihr eure erste und heiligste Pflicht erfüllet, nämlich das Morgengebet verrichtet habt."

Nach dem Morgengebete übergab die Mutter den Kindern die Sonntagskleider, mit den freundlichen Worten begleitet: „Heute, liebe Kinder, feiern wir ein kleines Fest, seht, darum sind auch der Vater und ich schon etwas festlich gekleidet. Ihr staunt, und sehet einander neugierig an!? Nur Geduld! sobald ihr gewaschen und sauber gekleidet seid, sollet ihr Alles erfahren."

Die Geduld der Kinder war wirklich auf eine große Probe gestellt; aber sie benahmen sich zur vollen Zufriedenheit der Eltern. Endlich begann die Mutter ihrer Erwartung, die aufs Höchste gestiegen war, zu entsprechen.

„Ihr habt euch, liebe Kinder, auf einen Besuch von Herrn Vetter Theobald schon gestern gefreut, und gewiß gewünscht, daß der Tag seiner Ankunft bald kommen möchte. Wie, Kinder! wenn aber dieser Tag schon gekommen, und Vetter Theobald schon hier wäre?"

„Herr Vetter Theobald hier? jetzt schon hier?" riefen freudig überrascht die Kinder, und klatschten jubelnd in die kleinen Hände.

„Wo ist er, wo finden wir ihn?" fragte die kleine Anna.

„Ich muß zuerst das Lämmchen holen, das ich ihm schenken will", versetzte der kleine Konrad.

„Und ich vorerst Blummen sammeln, um das Lämmchen zu schmücken", fügte Rosa bei.

„Dazu ist nun die Zeit zu kurz, liebes Kind!" sprach die Mutter; „aber du wirst dennoch, wie Anna und Konrad, auch ein Geschenk überreichen, zwar nicht dem Herrn Theobald; sondern einer andern Person, die euch allen bald recht lieb sein wird. Ihr sehet mich staunend an?! — Ja es ist mit Herrn Theobald auch eine liebe gute Base auf Besuch gekommen, die ihr noch nie ge-

sehen habt, und zum Erstenmale kennen lernen werdet. Beide sind noch gestern Abends spät, als ihr schon im tiefen Schlafe laget, angekommen, sie waren sehr müde, und darum wollen wir ihren Schlummer nicht stören, sondern geduldig warten, bis sie von selbst herunterkommen. Ihr könnet indessen eure Geschenke bereit halten, und frühstücken werden wir erst in Gesellschaft unsrer lieben Gäste. Da, lieber Konrad, hast du ein rothseidenes Band, um daran das Lämmchen zu führen."

Wie groß war nun die Freude der Kinder, aber auch nicht minder ihre Ungeduld, mit der sie auf den Augenblick harrten, wo sie die lieben Anverwandten sehen und bewillkommen könnten. Sie eilten in den Garten, pflückten die schönsten Blümchen, die ersten Gaben des Frühlings, und jedes der Kinder wand sich einen bunten Strauß, um ihn den Theuren zugleich mit dem Geschenke zu überreichen. Auch die Mutter war in dieser Zeit nicht müßig gewesen, sie hatte ein vortreffliches Frühstück zubereitet. Noch waren die Kinder im Garten, als Mathilde die Hausfrau zu sich berief, um ihr beim Ankleiden beizustehen. Denn sie wußte sich noch nicht recht in die ungewohnten ländlichen Kleider zu schicken. Die emmenthaler Tracht stand ihr aber so gut, daß Anna sie nicht genug betrachten konnte. Mathilde gefiel ihr in der ländlichen Tracht weit besser, als gestern Abends in dem vornehmen herrschaftlichen Gewande. Nun war auch Theobald herbeigekommen, und er stimmte der Meinung der Hausfrau bei. Diese vergaß auch nicht, den lieben Anverwandten zu sagen, daß die Kinder und Dienstboten, also alle Hausbewohner, auf ihren Empfang schon gehörig vorbereitet wären. Diese Vorsicht wurde mit Wohlgefallen aufgenommen.

Nun begann ein rührender Auftritt, der auf Mathildens niedergebeugtes Gemüth eine höchst wohlthätige Wirkung machte. Obwohl die Kinder, wie natürlich, dem Vetter Theobald, den sie schon kannten, zuerst in die Arme eilten, und ihn unter Freudenthränen umarmten und küßten, so waren doch die Begrüßungen, mit denen die Kinder Mathilde als ihre unbekannte Base bewillkommten, so herzlich und zutraulich, daß sie sich im ersten Augenblicke zu ihnen mächtig hingezogen fühlte. Und das Geschenk, das ihr die kleine Rosa mit einem hübschen Blumenstrauß, bei einem so gutmüthigen Gesichtchen, freundlich überreichte, und das in einem niedlichen Nähzeug bestand, hatte sie so innig gerührt, daß sie das gute Mädchen mit Entzücken in ihre Arme schloß. Auch die beiden andern Kinder, die ihr Bedauern ausdrückten, daß sie ihr im Augenblicke nichts zu schenken hätten, versicherte sie ihrer vollen Zufriedenheit und herzlichen Zuneigung. Und der gute alte Theobald, der diese Kinder, wie ein Vater liebte, war in diesem Augenblicke so glücklich, daß er seine Freude auf jegliche Weise äußerte. Und die beiden Geschenke der Kinder freuten ihn mehr, als wenn ihm ein großer Herr die größten Kostbarkeiten geschenkt haben würde. Aus des Knaben Hand übernahm er das Lämmchen mit den freundlichen Worten: „ich will es behalten, nähren und pflegen, als ein werthes Angedenken an euch, liebe Kinder! Und so oft ich die Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Geduld dieses lieben Thierchens bewundere, so will ich an euch denken, liebe Kinder, und mit Freude zu mir sagen: so gutmüthig, sanft und geduldig, wie mein Lämmchen hier, mögen auch meine lieben Kinder im Emmenthal sein und immer bleiben!" Bei diesen Worten glänzte

eine Thräne in Theobalds Auge, und die Kinder versprachen ihm mit innigster Rührung, sich stets zu befleißen, um allzeit seine Zufriedenheit zu verdienen, und immer seiner Liebe und Zuneigung würdig zu sein.

In diesem Augenblicke tönte vom Kirchthurme herab der freundliche Glockenruf zur heil. Messe. Mathilde und Theobald waren ganz besonders darüber erfreut.

„Wenn ich bitten darf", versetzte Mathilde, „so wäre es mir sehr lieb, wenn wir vor dem Frühstücke vorerst zur Morgenandacht in den Tempel Gottes gingen. Denn diese göttliche Wohlthat mußte ich zu meinem Herzenleid schon einige Tage entbehren." Dieß war allen Uebrigen wie aus dem Herzen gesprochen. Die ganze Gesellschaft ging in die Kirche, und nur die beiden Dienstboten blieben zu Hause. Hier, im Tempel Gottes, wo der himmlische Vater seinen betenden Kindern mit seiner Gnadenfülle so ganz besonders nahe ist, und wo der Priester auf dem Altare jenes heilige Opfer der Liebe und der Versöhnung darbringt, welches der göttliche Erlöser auf Golgatha am Kreuze zum Heile des Menschengeschlechts dargebracht hat; ja hier, im Gotteshause, ward es der unglücklichen Mathilde erst recht heimisch. Ihr Herz erglühte in Andacht, und ihre fromme Seele ward ganz Liebe, Dank und Anbetung. Sie erschloß dem gegenwärtigen Heilande ihr ganzes Herz, opferte sich ihm ganz auf, flehte zu ihm für alle Menschen, auch für ihre Feinde, insbesondere aber für ihren Gatten und ihr Kind. Erbaut, getröstet und gestärkt, kehrte sie nach beendigtem Gottesdienste mit den Uebrigen nach Hause zurück.

Beim Frühstück herrschte viel Frohsinn und Heiterkeit, und Niemand war glücklicher, als die guten Kinder. Die Hausfrau begab sich hierauf in die Küche an ihre

Geschäfte, und der Hausvater führte die neuen Hausbewohner hinaus in's Freie, vorerst in den Gemüse- und Baumgarten, und dann auf das Feld und in den Weinberg. Auch die Kinder durften sie, zu ihrer großen Freude, begleiten. Es war ein gar lieblicher Morgen, die verjüngte Natur feierte der Verherrlichung Gottes ein ganz eigenes Fest, mit welchem das fromme Gemüth der Lustwandler vollkommen im Einklang stand. Der Blüthenduft, der die Luft mit Wohlgeruch erfüllte, die mit Blümchen geschmückten Auen, wie die grünenden Gefilde, der Gesang der Vögel wie die schimmernden Perlen am Grashalm — Alles und Alles konnte sie nur froh und heiter stimmen. Mathilde schien in dieser frohen Stunde so glücklich zu sein, als hätte niemals geheimer Kummer ihr Herz betrübt. Hier, im prachtvollen Tempel der Natur, wo Alles Gottes Herrlichkeit, seine Allmacht, Weisheit und Güte verkündete, athmete sie wieder freier, und wohin ihr Auge sah, lächelte ihr nur Leben, Freude und Wonne entgegen. Wie hätte sie im Schooße der Freude und Wonne noch so traurig sein können!?

Die Kinder hüpften munter von Blume zu Blume, pflückten die schönsten, und erfreuten damit bald die lieben Verwandten, bald den guten Vater. Und diese erfreuten sie dagegen mit gut angebrachten Lehren von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte: wie in der wunderschönen Natur Alles so gut und weise eingerichtet, und Nichts, auch nicht das unbeachtete Kräutlein am Wege, ganz zwecklos und unnütz sei.

„Aber doch die Giftpflanzen haben nichts Gutes", versetzte Anna; „denn die lieben Eltern haben uns Kinder schon oft davor gewarnt, und gesagt, daß sie sehr schädlich seien, und wir an ihren Beeren den Tod hineinessen würden."

„Und damit wir uns davor hüten können", fügte Rosa bei, „so hat uns der liebe Vater jene kennen gelehrt die in unserm Thale wachsen. Die gefährlichsten seien die Waldkirsche, der Stechapfel und das Bilsenkraut."

„Ich rühre keine Giftpflanze an und esse auch nichts, was ich nicht kenne", sprach der kleine Konrad, „und so werde ich gewiß nie vergiftet. Wenn ich so etwas finde, so denke ich gleich an das Sprüchlein, das uns die liebe Mutter gelehret hat. Es heißt:

Iß nichts, was du nicht kennst,
Wenn's noch so süß auch schmeckt,
Weil oft der bitt're Tod
In süßen Sachen steckt!

„Schön, liebe Kinder!" versetzte Mathilde in ihrer eigenthümlichen Freundlichkeit, „ihr thut sehr wohl, wenn ihr der guten Lehren eurer lieben Eltern stets überall eingedenk seid, und sie auch treu befolget. Merket auf, liebe Kinder, ich will jenen guten Lehren noch eine andere beifügen, die ihr auch nie mehr vergessen müsset. Wie ihr so eben gesagt, so kennet ihr also die Waldkirsche, die man auch Tollkirsche nennt?"

„Ja, liebe Base!" versetzte schnell die kleine Anna. „Diese Pflanze ist eine ziemlich hohe und vieläſtige Staude, die eine Menge eirunder und glatter Blätter, und viele dunkelrothe Beeren hat, die gerade wie reife Kirschen aussehen."

„Ja man meint, man müsse davon essen, so reizend lachen sie einen an", fügte Rosa bei. „Und doch steckt der Tod darin."

„So, liebe Kinder!" erwiederte Mathilde, „verhält es sich auch mit der Sünde. Die Waldkirsche ist ein treues Bild von ihr. So wie diese reizende Frucht den Unerfahr-

nen zum Genusse lockt, nach dem Genusse aber mit ihrem verborgenen Gifte den Betrogenen qualvoll tödtet, auf ähnliche Weise betrügt den Unerfahrnen auch die Sünde. Diese nimmt nicht selten die reizendste Gestalt an, verspricht süßen Genuß, um damit zu locken, birgt aber, wie die Waldkirsche, tödtendes Gift in sich, womit sie dessen Herz und Seele vergiftet, und dann quält und peinigt, der sich von ihren Reizen zum Genusse locken, und dadurch betrügen ließ. O, liebe Kinder, fürchtet daher die Sünde, wie die schädlichste Giftpflanze; denn sie tödtet den Menschen auch, und zwar an der Seele: sie raubt ihm vorerst durch quälende Gewissensbisse die Ruhe des Herzens und den Frieden der Seele, und stürzt ihn endlich in's ewige Verderben, d. i. sie gibt seiner Seele den ewigen Tod. Ihr dürfet daher euer warnendes Sprüchlein eben sowohl auf die Sünde, als auf die Giftpflanzen anwenden, die jedoch als Arzneimittel auch wieder ihren Nutzen haben." „Ja das wollen wir", versetzten einstimmig die Kinder, welche durch diese ernsthafte Wendung des Gesprächs auch ernster gestimmt worden waren.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren sie zu Hause wieder angekommen, wo schon ein gedeckter Tisch ihrer wartete. Denn die gastfreundliche Hausfrau hatte in ihrer ziemlich langen Abwesenheit ein festliches Mahl bereitet. Ja, Alles war darauf berechnet, diesen Tag den theuren Gästen zu Ehren recht festlich zu machen. Und so liebreich diese Absicht, so schön war auch dieser festliche Tag. Froh und heiter wurde er beschlossen, und die Kinder jubelten in Freude und Wonne, als sie aus dem Munde der lieben Anverwandten vernahmen, daß sie dießmal recht lange, vielleicht ein Jahr, und noch

darüber hier verweilen werden. Sie versprachen ganz treuherzig, immer recht brav zu sein, und alles Mögliche dazu beizutragen, um den theuren Anverwandten den Aufenthalt in ihrem Hause recht angenehm zu machen. Wie wohlthätig all' das Liebe und Gute, das ihr schon am ersten Tage in diesem Hause erwiesen worden, auf Mathildens Gemüth wirken mußte, läßt sich denken. Wie herzlich und innig dankte sie dem guten Theobald, als sie allein waren, daß er sie zu so liebreichen und vortrefflichen Menschen in Sicherheit gebracht hatte. Und Theobald fand in der Zufriedenheit seiner theuren Gebieterin den süßesten Lohn. Denn der Edle hatte sich vorgenommen, von nun an nur für sie zu leben, und Alles aufzubieten, ihre dennoch immer unglückliche Lage angenehmer, und ihr trauriges Schicksal erträglicher zu machen. Wie viel seine lieben Anverwandten mit ihm dazu beitragen werden, wußte er schon, aber er wußte auch, daß seine Gebieterin, die sich ganz in die lieben Ihrigen hineingelebt hatte, da, wo ihr diese fehlen, auch bei der liebevollsten Umgebung, doch nie ganz glücklich sein werde. Es war seinem Blicke nicht entgangen, wie sehr seine Gebieterin ihr Herz bezwang, um mit den Glücklichen auch glücklich, und mit den Frohen auch froh zu sein. Aber er wußte doch schon zum Voraus, daß es in ihrem einsamen Gemache, wo sie sich und ihrem Schicksale wieder allein angehört, mit ihrem Herzen ganz anders stehen werde. Er glaubte ihre stillen Seufzer zu hören, und ihre heißen Thränen fließen zu sehen. Er empfand ihren verborgenen Schmerz in seinem eigenen Herzen und flehte inbrünstig zu Gott, dem Allgütigen, daß er es doch bald so fügen möge, daß seine gute Gebieterin ihre Theuren finden und so wieder ganz glücklich werden möchte.

Und wie Theobald von der unglücklichen Mathilde vermuthete, so war es auch. Sie war kaum in ihr einsames Schlafgemach gekommen, als ihr diese stille Einsamkeit schwer auf's Herz fiel, und sie in Thränen ausbrach. Sie war den ganzen Tag in Gesellschaft guter, liebreicher und herzensfroher Menschen gewesen, und ihr Herz hatte darin Trost und Aufmunterung gefunden; aber hier, wo um sie her eine Todtenstille herrschte, vermißte sie Alles, und empfand den schmerzvollen Verlust ihrer Geliebten wieder in seiner ganzen Größe. Sie kniete zum Gebete nieder, flehte inbrünstig zu Gott um Trost und Kraft, und der liebe Gott hatte ihr Gebet erhört. Ihre Thränen floßen sanfter, und milderten den Schmerz ihres Herzens. Sie schloß nicht nur ihren geliebten Gatten und ihr theures Kind, nicht nur ihre Wohlthäter und Freunde, sondern auch ihre Feinde in ihr frommes Nachtgebet ein.

Am andern Morgen, nach dem Besuche des Frühgottesdienstes, stellte Konrad seine neuen Hausbewohner, weil diese es wünschten, dem Herrn Pfarer vor. Dieser, ein schon hochbetagter Greis und ein sehr würdiger und allgemein geliebter Seelsorger, empfing seine neuen Pfarrkinder mit der Freundlichkeit eines Hirten, dem seine Schafe lieb sind. Theobald kannte und verehrte diesen würdigen Priester schon von vielen Jahren her, und durfte die alte Bekanntschaft nur wieder erneuern. Mathilde aber bat als Unbeaknnte den ehrwürdigen Seelsorger um gütige Aufnahme in die Zahl seiner Pfarrkinder, und um die gefällige Erlaubniß, ihn zur Zeit, wann sie des Trostes und Rathes bedürfe, besuchen zu dürfen. Der würdige Herr Pfarrer äußerte über Mathildens Zutrauen eine große und aufrichtige Freude, indem er sie

liebreich versicherte, daß es ihn nur freuen könne, wenn sie ihn oft besuche, und daß er stets bereit sein werde, ihr zu dienen, so oft sie des Trostes und Rathes bedürfe; er sei ja ein Diener Christi, und sei es für Alle, die zu seiner ihm anvertrauten Heerde gehören. So sprach der ehrwürdige Pfarrer, und Alles, was und wie er's sprach, mehrte Mathildens Zutrauen zu ihm. Sie wählte ihn daher zu ihrem Beichtvater. Schon am nächsten Sonntage ging sie zur heiligen Beichte, eröffnete ihrem ehrwürdigen Vater vertrauensvoll ihr ganzes Herz, und offenbarte ihm ihr ganzes Lebensschicksal. Sie verschwieg ihm nichts, bekannte ihm Alles, was ihr Herz beunruhigte und oft trost- und rathlos machte. Aber sie hatte in ihrem ehrwürdigen Beichtvater auch jenen Seelenarzt, jenen Gewissensrath und Tröster gefunden, dessen sie in ihrer unglücklichen Lage so sehr bedürftig war. In der Seele erquickt, aufgerichtet, getröstet und beruhigt, verließ sie den heil. Beichtstuhl, und empfing mit wahrhaft heiliger Sehnsucht und mit glühender Andacht aus der Hand ihres frommen Seelsorgers das heilige Abendmahl — das Brod der Engel, das Brod des ewigen Lebens. Nun war der Herr, der göttliche Heiland, das Leben ihrer Seele. So stark, wie jetzt, hatte sie sich bisher nie gefühlt. In ihrer Seele war ein Friede, der größer und stärker war, als alle die Leiden und Trübsale, welche von Zeit zu Zeit ihr Gemüth niederzubeugen und zu beunruhigen suchten. Und diesen Seelenfrieden nährte und bewahrte sie durch häufiges Gebet und durch fromme Betrachtungen, die sie in einem sauber geschriebenen Hefte besaß. Ihr frommer Gewissensrath hatte sie aus den Schriften der heiligen Kirchenväter gesammelt, in's Deutsche übersetzt, und ihr zur trostreichen und heilsamen Er-

bauung in die Hand gegeben. Wie dankte sie dem ehrwürdigen Vater dafür, und wie war sie so froh, daß sie lesen konnte! Denn damals war eine Erbauungsschrift in der Hand eines Laien (ein Christ der nicht geistlich ist) gar etwas Seltenes, weil damals die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden, und die Verbreitung der Gebet- und Erbauungsbücher kostspieliger und schwieriger war, als zu unsrer Zeit. Doch keine dieser frommen Betrachtungen hatte so tröstlich und heilsam auf ihr Gemüth gewirkt, wie die des heil. Johannes Chrysostomus über die göttlichen Worte des Herrn: „Wer mein Jünger sein und mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.“

„Ja, bester Heiland!“ rief sie einmal unter dieser Betrachtung aus, „ich will deinem göttlichen Rufe folgen, will stets dein Beispiel vor Augen haben, und so geduldig und gottergeben, wie du, im Leiden ausharren, und mein Kreuz tragen, so lange und so weit, als es der himmlische Vater haben will. Nur stärke mich, laß' mich nie unterliegen!“

Und so wurde Mathilde, wenn auch nicht sogleich ganz glücklich, doch täglich beruhigter und gottergebener. Theobald freute sich im Herzen darüber, und Konrad und Anna rühmten sie oft unter sich, und nannten sie eine fromme und gottselige Frau, die doppelt geadelt sei, durch Geburt und Tugend zugleich. Insbesondere hielten sie den häufigen Umgang ihrer Kinder mit einer so gottseligen Frau, die nur segensreich und heilsam auf sie wirken konnte, für ein großes Glück und für einen unschätzbaren Haussegen.

Nach etlichen Tagen machte Konrad seine Reise nach

Bern, und kehrte nach einem sehr guten Markte, und mit wichtigen Neuigkeiten wieder nach Hause zurück. Diese Neuigkeiten konnten für Niemanden interessanter sein, als für Mathilde und Theobald. Konrad erzählte ihnen Folgendes:

Die schreckliche Nachricht von dem räuberischen Ueberfall und der Zerstörung der Burg Erlach habe sich schnell in der ganzen Umgegend verbreitet, und Jedermann mit Abscheu gegen den rachsüchtigen Grafen von Bubenberg erfüllt. Auf allen umliegenden Burgen werde der vermeinte Tod der edlen Familie von Erlach laut beklagt, und von allen Unterthanen laut beweint. Ueber Graf von Bubenberg herrsche überall nur Eine Stimme, nämlich die, daß er, wie ein gemeiner Räuber, gehandelt, und seine Ritterehre durch eine verabscheuungswürdige Schandthat befleckt und vernichtet habe. Und, wie ein Räuberhäuptling mit seiner Bande nach verübten Schandthaten in Wildnisse und Felsenklüften sich flüchte, so habe sich Graf von Bubenberg mit seinen Reisigen nach verübter Gräuelthat noch in derselben Nacht, mit Fluch beladen, auf seine feste Burg geflüchtet. Dort halte er sich, wie ein Geächteter, versteckt, und untersage Jedermann den Einlaß in seine Burg, Ja, der Name „Bubenberg", der von jeher nur mit Hochachtung ausgesprochen worden sei, werde nun in der ganzen Umgegend von Jung und Alt nur mit Verachtung und Abscheu genannt. Auch sollen die Landleute vermuthen, und es sogar allgemein wünschen, daß des Ritters von Erlachs Gönner und Freunde vor die Burg Bubenberg ziehen, und den schändlichen Mordbrenner züchtigen werden. Denn daß die Familie von Erlach gemordet und unter dem Schutte der eingeäscherten Burg begraben worden sei, werde von keinem Menschen bezweifelt.

Diese Nachricht hatte auf Mathildens zartes Gemüth einen mehr schmerzlichen, als erfreulichen Eindruck gemacht. So sehr auch die allgemeine Theilnahme an ihrem unglücklichen Schicksale sie rührte, und so lieb es ihr auch war, daß für sie und die lieben Ihrigen von Seite des Grafen von Bubenberg nichts mehr zu fürchten sei, so fiel ihr doch das unglückselige Verhängniß, das nun über der Familie von Bubenberg schwebt, sehr schwer aufs Herz. Sie hatte die Gräfin und ihr Kind immer herzlich geliebt, und wußte, daß nun diese Unschuldigen mit dem Schuldigen würden in's Verderben gestürzt werden. Die Furcht für diese Unglücklichen schmerzte und ängstigte sie sehr. Sie rief unter Thränen aus: Nein, nein! Rache sollen unsre Freunde nicht nehmen. Wenn sie das thun, ach! dann handeln sie nicht in unserm Willen, sondern geradezu dagegen. Ich habe unserm Feinde schon von Herzen verziehen, und das hat, ich darf es für gewiß annehmen, auch mein lieber Otto gethan. O, ich kenne sein Herz, es ist keines Hasses und keiner Rache fähig. Wenn er wüßte, wie jetzt die Sache steht, so würde er gewiß aus seiner Verborgenheit hervortreten, und jede Rache verhindern. Ja, er würde sicher, wie ich, ausrufen: „nein! unser wegen soll kein Tropfen Blut vergossen werden."

Hierauf besprach sich Mathilde mit Theobald und Konrad, und eröffnete ihnen ihr Vorhaben, sich auf eine der befreundeten Ritterburgen zu begeben, um von der Familie von Bubenberg alles Unheil abzuwehren. Aber Theobald, der die Sache reifer überlegt hatte, lobte zwar ihren Edelmuth, aber billigte ihr Vorhaben nicht.

„Nein, liebe gnädige Frau!" versetzte er bittend, „nein, den Ort Ihrer Sicherheit müssen Sie noch nicht verlassen, es könnte Ihr Verderben sein. Wer ist gewiß,

ob nicht der Graf von Bubenberg geheime Spione aussendet, um auszuspähen, wie die Sache steht? Und wenn Sie einem solchen Menschen in die Hände fielen, glauben Sie wohl, daß er Ihren Worten trauen und Ihrer schonen würde? Nein! jene Menschen, die schon einmal auf Ihr Verderben ausgingen, sind auch fähig, Ihnen einen Dolch ins' Herz zu stoßen. Und ach! was würde dann aus mir werden, wenn Ihnen ein solches Unglück begegnete? Ich würde mit Ihnen sterben vor Schmerz. Ach, liebe gnädige Frau! stehen Sie doch von dem unglücklichen Vorhaben ab, ich bitte Sie um Alles, was Ihnen lieb und theuer ist. Ich habe einen andern Plan, und wenn dieser mit Gottes Hilfe gelingt, dann wird es besser gehen, ja es wird Alles noch recht werden. Wir wollen indessen Gott bitten, daß er jede Rache an dem Feinde verhindern wolle." So sprach Theobald, und eine Thräne glänzte in seinem Auge.

Hierauf theilte er mit, daß er schon in der nächsten Woche von hier abreisen und alle Thäler des Bernerlandes nach allen Richtungen hin durchwandern wolle, um den gnädigen Herrn aufzusuchen. Er sprach vom Auffinden seines Herrn mit einer Zuversicht, daß ihm dabei schon die Freudenthränen in die Augen traten. „Gnädige Frau!" rief er fröhlich aus, „was wird das für eine Freude sein, wenn ich zurückkomme und den gnädigen Herrn und den lieben kleinen Kuno mitbringe, und dann diese Ihnen entzückt in die Arme fliegen?! Und wenn einmal der gnädige Herr da ist, dann fürchte ich nichts mehr für Ihr Leben und Ihre Sicherheit, und dann wird das öffentliche Auftreten noch früh genug sein. Die Ritter werden mit der Rache just nicht gar so eilig sein, und zu dem ist das

Ganze nur eine Vermuthung des Volkes, und dieses vermuthet gewöhnlich Alles, was es wünscht."

Theobalds Worte hatten, wie zu erwarten war, Anklang und Beifall gefunden, und Mathilde zum Bleiben bestimmt. Und darüber, daß Theobald auf Nachforschung ausgehen und nicht rasten wolle, bis er die Theuren aufgefunden habe, äußerte Mathilde eine sehr große Freude, und dankte dem edlen Theobald recht innig für seine so liebevolle Treue und Anhänglichkeit.

Wie Theobald gesagt, so geschah auch. Schon nach wenigen Tagen nahm er Abschied, der den guten Kindern eben so schmerzlich, als unerwartet war. Theobald aber tröstete sie damit, daß er vorgab, er mache nur eine nothwendige Reise zu seiner gnädigen Herrschaft, und werde, will's Gott, recht bald wieder zurückkommen. Dieß beruhigte die Kinder, und Theobald reiste unter herzlichen Glückwünschen ab.

So ungern Mathilde ihren treuen Diener vermißte, so lebte sie doch sehr zufrieden in Konrads Hause, wo sie schon recht heimisch war. Sie war aber auch von den Kindern, wie eine Mutter, und von deren Eltern wie eine Schwester geliebt und geehrt. Jedermann im Hause, selbst auch die Dienstböten, kamen ihr jederzeit freundlich und gefällig zuvor. Mathilde erkannte es, und zeigte sich dankbar, so gut sie konnte. Die beiden Mädchen unterrichtete sie im Stricken, Nähen und Spinnen, und alle drei Kinder in der heil. Religion. Sie lehrte dieselben auch kurze und kraftvolle Gebete, die sie zuvor aus ihrem Erbauungsbüchlein auswendig gelernt hatte. Sie ging niemals müßig, sondern war immer mit etwas Nützlichem beschäftigt. Bald wußte sie etwas im Garten, bald im Hause zu thun, und fast überall und immer waren die

Kinder um sie, und ahmten unmerkbar ihre Geschäftigkeit nach. Aber Mathilde und die Eltern bemerkten es wohl, und freuten sich im Herzen darüber.

So waren nun seit Theobalds Abreise vier friedliche Wochen verflossen, und man sehnte sich täglich mehr nach seiner Rückkunft. Mathilde sah von ihrem Zimmer aus weit in's flache Thal hinab, wo sich eine sehr gangbare Straße hindurch zog. Wenn sie mit ihrer Näherei am Fenster saß, so blickte sie des Tags wohl hundertmal nach jener Straße hin, in der Hoffnung, jene Theuren kommen zu sehen, nach denen ihr Herz so heiß und so lange sich sehnte. Und erblickte sie in der Ferne etliche Wanderer die Straße daherziehen, so pochte ihr vor Freude das Herz. So oft sie aber ihren Irrthum einsah, so entstieg ihrer Brust ein schmerzvoller Seufzer. So bestiegen auch die Kinder oftmal des Tages einen nahen Hügel und sahen mit Ungeduld nach jener Gegend hin, woher der geliebte Theobald kommen sollte. Und so oft sie nach Hause kamen, riefen sie traurig aus: „ach! er kommt noch nicht."

Eines Abends, es war schon ziemlich spät, und die Kinder waren schon in der Ruhe, pochte es leise an der Thüre. Mathilde, die mit Konrad und Anna allein noch wach und in der untern Stube war, hatte das leise Pochen zuerst gehört. Sie eilte auch mit pochendem Herzen als die Erste hinaus, um die Hausthüre zu öffnen. Da stand Theobald vor ihr.

„Kommt Ihr allein, lieber Vetter", fragte sie aus Vorsicht, aber mit zitternder Stimme?

„Ach, leider ganz allein!" erwiederte Theobald, und trat mit Mathilden, deren innerer Schmerz auf dem Angesichte zu lesen war, in die Stube.

„Also hast du die Theuren nicht gefunden?" fragte

sie jetzt, wo sie kein fremdes Ohr zu scheuen hatte, und eine Thräne trat in ihr Auge.

„Beruhigen Sie sich, liebe gnädige Frau!" versetzte Theobald, indem er sich, da er sehr müde war, auf einen Stuhl niederließ, „hatte ich für diesmal auch nicht das Glück, den gnädigen Herrn mit dem lieben Kuno aufzufinden, so bringe ich doch gute Botschaft, ja eine für uns sehr tröstliche Kunde."

Da Theobald bemerkte, wie sich das Antlitz seiner Gebieterin plötzlich wieder aufzuheitern begann, so fing er sogleich zu erzählen an.

„Wie viele Gegenden des Bernerlandes ich vergebens und trostlos durchwandert habe, davon will ich schweigen, und nur davon erzählen, was für uns, vorzüglich für Sie, gnädige Frau, sehr erfreulich ist. Als ich im Berneroberlande, eine starke Tagreise weit von unsrer Burg, in einem nicht unansehnlichen Bauernhause um eine Nachtherberge bat, da führte mich ein ehrwürdiger Greis, den ich vor dem Hause angesprochen, freundlich in die Stube. Man hieß mich Platz nehmen, und behandelte mich so liebevoll, wie einen Bekannten. Das Nachtessen wurde aufgetragen, und nebst dem Greise setzte sich noch ein junges Ehepaar mit zwei muntern Knaben um den Tisch, und auch ich mußte bei ihnen Platz nehmen. Da sprach einer der beiden Knaben, er war etwa von dem Alter und der Größe des geliebten Kuno, oder unsers kleinen Konrads, zu seinem Vater: „Nicht wahr, lieber Vater, da Ihr jetzt zu Hause seid, so darf unser lieber Gast uns morgen nicht so schnell wieder verlassen, wie letzthin der schöne große Ritter mit seinem Söhnlein?" Der Vater wollte antworten, aber ich ließ ihn nicht zu Worte kommen, und fragte schnell, wie der schöne Ritter und sein

Söhnlein ausgesehen hätten. Ich wartete mit Ungeduld auf die Antwort. Da beschrieb der Greis dieselben vom Kopf bis zum Fuße so haarklein und treu, daß ich mich vor Freude nicht mehr halten konnte, sondern mit Entzücken ausrief: „Das war meine gnädige Herrschaft, die ich allenthalben aufsuche." Doch besann ich mich schnell wieder, und um das Geheimniß nicht unnöthig zu verrathen, gab ich meinen entschlüpften Worten eine andere Wendung, indem ich vorgab, ich hätte meine gnädige Herrschaft unvorsichtiger Weise auf der Reise aus dem Gesichte verloren, und bisher mit aller Mühe nicht mehr finden können. Meine Freude, daß ich den Theuren auf die Spur gekommen bin, war so groß, daß ich sie nur schwer mäßigen konnte. Ich konnte die ganze Nacht vor lauter Freude nicht schlafen; aber was lag mir am Schlafe, war ich doch jetzt so glücklich, so unendlich glücklich!"

„Schon recht frühe war ich in den Kleidern und auf den Füßen, und nach dem Frühstücke nahm ich Abschied von den guten Leuten, die mich ungerne schon jetzt entließen. Der Greis mit den beiden Knaben begleitete mich eine Strecke weit, und zeigte mir den Weg, welchen der gnädige Herr mit Kuno eingeschlagen habe. Ich verfolgte eilig diesen Weg, aber bald traf ich auf Kreuzwege, und war unschlüßig, welchen ich wählen sollte. Ich bat zu Gott, daß er mich auf den rechten Weg leiten und zu den Theuren führen möchte. Aber ach! je weiter ich lief, um so weiter schien ich mich von ihnen entfernt zu haben. Noch bereits drei Wochen lang zog ich in der ganzen Gegend umher, fand aber nicht mehr die mindeste Spur von ihnen. So sehr dies mich schmerzte, so gab ich doch die Hoffnung nicht auf, und gebe sie auch jetzt noch nicht auf. Ja, liebe gnädige Frau, ich bin nur gekommen, um

Ihnen jene freudige Botschaft zu bringen, daß der gnädige Herr mit dem lieben Kuno also wirklich dem Feinde entronnen, und in Sicherheit gekommen ist. Ich will nur wieder ausruhen und neue Kräfte sammeln, und dann von Neuem die Reise beginnen, und diese wird, so sagt mir eine Stimme im Herzen, glücklicher ausfallen, als die erste." Und damit endete Theobald seine Erzählung.

Was für eine gute Wirkung Theobalds Erzählung auf Mathilde gemacht haben muß, können wir leicht denken. Sie war von Dank und Freude so ergriffen, daß sie auf die Kniee niederfiel, und die Gefühle ihres Herzens in einem frommen Gebete ergoß. Konrad und Anna nahmen an der Freude und Hoffnung der guten Mathilde den innigsten Antheil. Und nun begaben sie sich zur Ruhe.

Sechstes Kapitel.

Das Hirtenleben auf der Alp.

Wir verlassen nun auf einige Zeit das anmuthige Emmenthal, und begeben uns mit der Schnelligkeit eines Gedankens nach der Alp, um das stille Leben eines friedlichen Hirtenvölkleins zu beobachten, insbesondere aber um zu sehen, wie es Otto und Kuno von Erlach ergeht. Nun sind wir schon oben. Als wir Jakobs Hütte verließen, um in Konrads Hause Mathilde und Theobald zu finden, war zu Ottos Sennhütte erst Anstalt getroffen worden, bei unsrer Rückkunft aber finden wir die neue Sennhütte schon ganz fertig, und besuchen darin unsere neuen Ansiedler, Otto und Kuno. Beide treffen wir, zu unserer Freude, recht gesund und so ziemlich froh. Otto ist als Senn immer noch damit beschäftigt, seine Einrich-

tung von Tag zu Tag zu verbessern. Gegenwärtig bezieht er schon die Milch von zehn Kühen und vier Ziegen, die Anton, sein junger Freund, bis jetzt noch mit seiner eigenen Heerde auf die Weide treibt, und bereitet mit Jakobs Unterweisung und Hilfe täglich schon köstliche Butter und Käse. Otto, der vor kurzer Zeit noch von treuen und mit Liebe ergebenen Dienern auf's sorgfältigste bedient worden war, verrichtet jetzt mit einer Freude und Unverdrossenheit die Geschäfte eines Senn's, als wäre er von Geburt an für diesen geringen Stand bestimmt gewesen. Jakob, der die vornehme Herkunft Ottos kennt, beobachtet ihn im Stillen oft mit Bewunderung, und lobt bei sich dessen Seelenstärke und Tugendhaftigkeit. Er will ihm bald dieses, bald jenes Geschäft abnehmen, aber Otto läßt's nicht zu. Er sagte einmal zu dem gefälligen Greise: „lieber Jakob, Ihr und die Eurigen spenden mir täglich so viel Wohlthaten, wofür ich euch nur danken, und die nur der liebe Gott euch vergelten kann. Nun wollet Ihr mir auch noch Geschäfte abnehmen, die ich jetzt selbst verrichten kann. Mein Gewissen würde mir Vorwürfe machen, und ich müßte mich wahrlich schämen. wenn ich junger Mann, dem Gott gesunde und starke Glieder gab, müßig zusehen müßte, wie ein Greis, dem eine lange Reihe von mühseligen Jahren die Glieder geschwächt und die Kräfte geraubt, für mich Geschäfte verrichtet, die für meine kräftige Arme gleichsam nur ein Spielwerk sind. O, lieber Jakob, ich kenne schon Eure edle Absicht, und ich weiß sie auch zu schätzen, aber ich nehme Euren guten Willen für's Werk an, und danke euch von Herzen. Wie ich merke, seid Ihr immer noch der Meinung, die Geschäfte eines Senns seien entehrend für mich; aber da seid Ihr sehr irre daran. Schon in der kurzen Zeit, die ich hier auf

der Alp verlebe, habe ich die volle Ueberzeugung gewonnen, daß ein Senn auf der Schweizeralp so gut ein Ehrenmann ist, als der biederste Ritter und Graf. Und ich gestehe Euch, lieber väterlicher Freund, daß ich mich durchaus nicht schäme, ein ehrlicher Senn zu sein, mich aber bis tief in die Seele hinein schämen würde, ein ehrloser, wenn auch reicher und mächtiger Ritter zu sein. Ja, lieber Jakob, wäre nur meine liebe Mathilde bei uns" — bei diesen Worten trat eine Thräne in sein Auge — „dann hielt ich es wahrhaftig für ein Glück, die kriegerische Waffe mit dem friedlichen Hirtenstab, und den glänzenden Stand eines Ritters mit dem eines schlichten Senns vertauscht zu haben. Würde Mathilde mit Kuno und mir unsere neue Hütte bewohnen, führwahr! ich wäre ganz glücklich, und sehnte mich nicht mehr nach der Burg Erlach zurück. O, wäre meine theure Mathilde hier, gewiß! sie spräche, wie ich. Und ich würde ihr sagen: „liebe Mathilde! was dir Otto der Ritter auf der Burg Erlach war, das kann und wird dir auch Otto der Senn in der Hütte auf der SchweizerAlp sein." Ich weiß, Mathilde würde ihr „Ja" dazu sagen. Mich, lieber Jakob, trügt der Schein nicht mehr; denn nicht Ruhm und Ehre, nicht Macht und Reichthum, sondern nur die Tugend gibt jedem Stand in der Welt seinen wahren Werth, und nicht jene, sondern nur diese macht den Menschen glücklich. Glaubet es mir, mein Freund, so glückliche Menschen, wie hier auf der Alp, hab' ich in der großen und vornehmen Welt nicht gefunden; ich fand aber auch dort in den Menschen nicht so viele Tugenden beisammen vereint, wie hier. Ja hier blüht bescheiden und im Stillen manche Blume der Gottseligkeit, die man in der großen Welt nicht kennt, und dort herrscht manches Laster, das hier

ganz unbekannt ist und bleibt. Darum, lieber Jakob, fühle ich mich hier so wohl und so heimisch, und danke dem lieben Gott um meines Kindes willen, daß er mich in die Mitte eines so tugendhaften Völkleins führte."

Als Otto schwieg, drückte ihm Jakob gerührt die Hand, und eine helle Thräne im Auge sagte ihm Alles, was Jakobs Herz empfand. Mit einer solchen Achtung hatte Jakob noch nie von seinem Stande und von den Alpenbewohnern sprechen gehört. Daß es brave und glückliche Menschen seien, wußte er wohl, aber wenn er sich und seine Mitbewohner mit den vornehmen Leuten auf den Burgen und in den Städten verglichen hätte, so wäre es ihm nie in den Sinn gekommen, die Alpenbewohner jenen nur im Mindesten gleich zu stellen, noch weniger ihnen in manchen Stücken vor jenen einen Vorzug zu geben. Denn Jakob hatte mit dem größten Theile des gemeinen Volkes hierin ein gewisses Vorurtheil gemein, und war als Diener einer adelichen und ausgezeichneten Herrschaft darin noch mehr bestärkt worden. So tugendhaft er selbst auch war, so hatte er bisher nie eine so große Meinung von sich gehabt, wie sie Otto von Erlach von ihm, wie von allen Alpenbewohnern hegte. Ottos gute Meinung freute ihn sehr, ohne ihn jedoch im Mindesten stolz zu machen. Denn es ist richtig und wahr, daß die besten Menschen auch immer die demüthigsten und bescheidensten sind.

Da Ottos Wohnung neben der seines Freundes stand, so verrichtete Rosa, Antons fleißige Gattin, in derselben alle weiblichen Geschäfte mit einer Freude, die sie sich nicht nehmen ließ, und mit einer Ordnungsliebe, daß Otto mit einer eigenen Haushälterin nicht besser versorgt gewesen wäre. Um aber die Güte seiner Freunde und Wohlthäter

nicht zu mißbrauchen, insbesondere, da seine Kuhherde immer mehr zunahm, so nahm er einen braven jungen Menschen in Dienst, dem er die Geschäfte eines Hirten und Melkers unbesorgt anvertrauen konnte. Anton, der die Gefälligkeit selbst war, sah es zwar nicht gerne, weil es ihm eine große Freude machte, einem Manne, den er seinen Freund, ja Bruder, nennen durfte, in etwas dienen und gefällig sein zu können. Doch Eines ließ er sich nicht nehmen, es war die Gefälligkeit, mit welcher er auswärts seinem Freunde den Verkauf der Butter und Käse besorgte, und dieß Geschäft war in guten Händen; denn hierin besaß er eine solche Geschicklichkeit, daß er für seine Waare immer den höchsten Preis erlöste. Aber auch an Ehrlichkeit und Redlichkeit stand er keinem Andern nach.

Obwohl Otto täglich die Hände voll Arbeit hatte, so vernachläßigte er dennoch nie das allerwichtigste und heiligste Geschäft eines Vaters, nämlich die Erziehung seines einzigen geliebten Kindes. Ja, da dem Kinde die sorgsame Mutter fehlte, verdoppelte er seine väterliche Sorgfalt. Aber die Ueberzeugung, daß sein lieber Kuno unter lauter unverdorbenen, sittlich-religiösen Menschen aufwachse, und die meisten Stunden des Tages an der Seite Jakobs, des frömmsten Greisen auf der Alp, verlebe, hatte ihm seine Sorge sehr erleichtert und versüßt. Kuno nannte den ehrwürdigen Greisen nur „seinen Großvater", welchen Namen der Greis am liebsten hörte, und es ihm im höhern Sinne des Wortes wirklich auch war. Da er noch keinen Enkel hatte, so trug er alle seine großväterliche Liebe auf Kuno über. Er liebte den guten Knaben so zärtlich, daß er ihn immer und überall um sich haben wollte. Weil es Otto gerne sah, und Kuno gerne um ihn war, so genoß er diese Freude, die meisten

Stunden des Tages. Wohin er ging, hielt er den kleinen Kuno an der Hand, führte nützliche, lehrreiche und erbauliche Gespräche mit ihm, und war so dem Knaben überall ein Lehrer, ohne sich die Miene eines Lehrers zu geben. Und Kuno lernte aus den Gesprächen und Erzählungen des Greisen auf die angenehmste Weise viele nützliche und heilsame Dinge kennen. Dessen Worte waren immer so freundlich und so ernst zugleich, daß sie auf des Knaben empfängliches Gemüth allzeit den erwünschten Eindruck machten. Doch den tiefsten und unauslöschlichen Eindruck machten des Greisen Erzählungen von biblischen Geschichten, insbesondere die vom göttlichen Heilande. Das himmlisch-schöne Bild des zwölfjährigen Knaben Jesus im Tempel hatte sich seiner lebhaften jugendlichen Phantasie so tief eingeprägt, daß es nie lebendiger vor seine Seele trat, als wenn er an des Greisen und des Vaters Hand an Sonntagen in die fernentlegene Kirche wallete, um daselbst dem feierlichen Gottesdienste anzuwohnen. Da dachte der fromme Knabe an die heilige Wallfahrt des lieben kleinen Jesus, die er an der Seite seiner gottseligen Eltern und in Gesellschaft vieler frommen Pilger von Nazareth nach der heiligen Stadt Jerusalem machte. Er verglich mit jener Wallfahrt die ihrige, und fand zwischen beiden eine Aehnlichkeit. Er hatte ja auch, wie der göttliche Knabe Jesus, eine Sehnsucht im Tempel Gottes zu sein, um inmitten der frommen Christengemeinde recht herzlich und andächtig zu beten, den lieben Gott zu verehren, und ihm nahe, ganz nahe zu sein. Wenn er aber dachte, wie glücklich der liebe Jesus gewesen sein müsse, da er nicht nur an der Seite des geliebten Vaters, sondern auch an der Seite der theuren Mutter nach dem Tempel wandeln und darin beten konnte, da trat eine Thräne in

sein Auge, das in der Pilger Zahl umsonst die geliebte Mutter suchte. Dieser sehnsuchtsvolle Gedanke an die verlorne Mutter war aber dann auch im Tempel Gottes, wo Alles betete, Alles in stille und tiefe Andacht versunken war, der Hauptgegenstand seines kindlichen Gebetes. „O, lieber Jesus!" so flehte er oft, „du bist im Himmel bei deinem lieben Vater und hast auch deine geliebte Mutter bei dir. Du bist gar mächtig und kannst Alles machen. O, bester Jesus! so mach' doch auch, daß ich bald, recht bald meine liebe Mutter wieder finde. Ich will dich recht lieb haben, auch deinen himmlischen Vater und deine heilige Mutter; will so fromm und so gut werden, wie du gewesen bist, als du noch auf Erden lebtest. Nicht wahr, lieber Jesus! du führst die liebe Mutter bald wieder zu uns? O mein Vater hat auch eine große Freude, und er wird dir auch herzlich dafür danken, wenn wir die liebe Mutter wieder haben."

Nach einem solchen und ähnlichen Gebete, das aus einem kindlich frommen Herzen floß, und das der göttliche Heiland gewiß mit Wohlgefallen aufnahm, war der kleine Kuno allemal wieder froher und heiterer, als zuvor. Obwohl er die erbauliche Predigt des ehrwürdigen Priesters, wie auch die hohe Bedeutung des heiligen Meßopfers noch nicht verstand, so machte der ganze Gottesdienst, wie die tiefe Andacht der versammelten Gemeinde, dennoch einen sehr heilsamen Eindruck auf sein unschuldiges Gemüth. Obwohl das gute Kind nicht daran dachte, so haben sich doch Viele an seinem frommen Betragen im Hause Gottes sehr erbaut. „Otto hat doch ein frommes, liebenswürdiges Kind", sprachen diese oft zu einander, „wenn es in der Kirche an der Seite seines andächtigen Vaters fromm und andächtig betet, so glaubt man einen Engel Gottes zu sehen."

Auch in Ottos Herz, wie in dem seines Kindes, tauchten während seiner Andacht ähnliche Gedanken auf. Auch er schloß seine theure Gattin, Kuno's Mutter in seine frommen Gebete ein. Früher, als er den sonntäglichen Gottesdienst noch in der Burgkapelle mitfeiern konnte, betete er stets an Mathildens Seite, und ihre glühende Andacht erwärmte und erhöhte die seinige. Und wenn er mit ihr am Tische des Herrn, ein Herz und eine Seele, das Himmelsbrod aus des Priesters Hand empfing, da flammte sein Herz in göttlicher Liebe, und genoß einer Seligkeit, wie man sie nur in innigster Gemeinschaft mit Gott finden kann. Diese fromme Gefährtin seines Lebens, diese treue Mitgenossin seiner heiligen und seligen Freuden, vermißte er nun überall, sogar im Hause Gottes. Daher flehte er jedesmal inbrünstig zu Gott, daß er es, wenn Mathilde noch lebe, noch einmal so fügen möge, daß zwischen ihm und ihr jenes innige Band wieder aufs Neue geknüpft werde, welches das verhängnißvolle Schicksal aufgelöst zu haben schien. An die Möglichkeit ja Wahrscheinlichkeit, eines solchen Glückes glaubte er nie lebendiger und fester, als im Gotteshause, in der heiligen Stunde der Andacht.

Wenn dann nach dem Segen des Priesters die fromme Gemeinde das Gotteshaus verließ, um wieder neu erbaut, belehrt, getröstet und gestärkt in den engern Familienkreis zurückzukehren, da war es ein rührender Anblick, Zeuge von den herzlichen Begrüßungen dieser guten und frohen Menschen zu sein, die einander nie, als an einem Sonn- oder Feiertage sehen und sprechen konnten. Da drückten die Einen einander warm die Hand, wünschten sich gegenseitig Glück und Segen, dort standen Andere in kleineren und größern Gruppen beisammen, und erzählten einander

von den Begebenheiten der vergangenen Woche. Auf dem Antlitze Aller strahlte der Frohsinn eines guten Gewissens und die Heiterkeit eines tadellosen Wandels, und man glaubte lauter Brüder und Schwestern von einander scheiden zu sehen, mit dem gegenseitigen Wunsche, am nächsten Sonntage, will's Gott, hier im Gotteshause einander wieder gesund und glücklich zu sehen. Endlich zerstreute sich die Gemeinde, und eine Familie ging da, die andere dort hinaus. Als der kleine Kuno mit innigster Rührung bemerkte, wie da ein Vater, dort eine Mutter ihre Kinder zärtlich an der Hand führte, und die Kinder an der Seite ihrer Eltern so froh und glücklich waren, da sprach er mit einer Thräne im Auge zu seinem Vater: „Ach! alle Kinder, die hieher in die Kirche kommen, haben nebst dem Vater auch eine liebe Mutter bei sich, und ich allein muß ohne Mutter kommen und heimgehen. Sieh', lieber Vater, dort jene Kinder, wie sie so froh und lustig neben ihrer Mutter dahin hüpfen! O, wenn doch auch die liebe Mutter bei uns wäre; dann würde ich auch so froh und so lustig sein, wie sie." Der Vater unterdrückte eine Thräne in seinem eigenen Auge, als er die im Auge seines Kindes erblickte, und tröstete Kuno mit der Hoffnung, daß ihm vom lieben Gott diese Freude auch einmal wieder, vielleicht bälder, als er vermuthe, zu Theil werden könne.

Diesmal nahmen sie in Gesellschaft des Greisen und mehrerer andern guten Bekannten einen andern, aber angenehmen Weg nach Hause zurück. Es war ein herrlicher Sommertag, und Alles um sie her so feierlich gestimmt, als wolle die ganze Natur zur Verherrlichung des Sonntags auch das ihrige beitragen. Der Weg führte sie über die schönsten Alpenweiden. Ein H.rt um den andern kam mit seiner Heerde auf die Alp herauf; denn am Sonntage

zogen die Hirten erst nach dem Gottesdienste aus. Das Läuten der Glöcklein und die wohlklingenden Töne des Kuhreigen ergötzte gar lieblich ihr Ohr. Auf einmal vernahmen sie einen anmuthigen Hirtengesang, der ein frommer Nachklang des kirchlichen Gottesdienstes war. Die Sänger waren nicht gar ferne von ihnen, so daß sie das fromme Alpenlied von Wort zu Wort verstehen konnten. Um Ottos und Kunos willen, denen es etwas Neues war, blieb man bis zum Ende desselben stehen. Sie horchten, und wurden gerührt und erbaut.

Wenn wir am frühen Morgen
Mit unsern Heerden zieh'n,
Dann seh'n wir alle Sorgen
Aus unsern Herzen flieh'n.

Wenn an die Felsenwände
Die Sonne strahlend schlägt,
Dann falten wir die Hände,
Im Herzen tief bewegt.

Das Vieh genießt die Weide
In Gottes freiem Saal,
Und nichts stört unsre Freude
Im stillen Wald und Thal.

Manch' Heilkraut zu erspähen
Treibt's uns zur Felsenwand;
Und näher wir dann stehen
Dem himmlischen Vaterland.

„Wie doch überall auf der ganzen Alp nur ein Geist weht!" nahm hierauf Otto gerührt das Wort. „Ja überall weht der Geist der frommen Eintracht, des holden Friedens und des herzlichen Frohsinns. Wer hier auf der Alp, wo Alles Liebe und Friede athmet, sein Glück nicht findet, der findet es gewiß auch nirgends in der weiten Welt." — „Ich wäre recht glücklich hier, und du auch,

lieber Vater!" flüsterte Kuno diesem leise zu, „wenn nur auch die liebe Mutter bei uns wäre." — „Hier sind die Menschen", fuhr Otto fort, „Jung und Alt, stets so heiter und froh, wie ich sie noch nirgends fand, und dabei doch sehr eingezogen, züchtig und jeder ausgelassenen Freude fremd. Fürwahr! ich freue mich auf das Spätjahr, wo das Hirtenfest, das man hier Aelpersund nennt, gefeiert wird. Denn nur bei rein sittlichen Völkern kann man auch rein sittliche Volksfeste finden." Unter ähnlichen und andern Gesprächen kam die Gesellschaft heiter nach Hause, wo ein besseres Mittagsmahl, als an Werktagen, für sie schon bereitet war.

Ottos Geschäfte gingen ihren gewöhnlichen Gang, und Kuno blühte an Körper und Geist so frisch und schön heran, wie die liebliche Alpenrose, und wurde, wie sein leutseliger Vater, bald von Allen, die sie kannten innig geliebt. Und Otto stand allgemein im Rufe eines gottseligen und weisen Mannes, der Allen wohl zu rathen wisse.

Er besaß auf der ganzen dortigen Alp ein so großes Zutrauen, daß ihn manche Familie bald in dieser bald in jener Angelegenheit zu Rathe zog. Ganz besonders leistete er den Kranken gute Dienste, da er Vieles von der Heilkunst verstand. Aus wahrer Menschenliebe gab er sich sogar die Mühe und suchte an den steilsten Felsenwänden Heilkräuter auf. Und dafür lohnte ihn das gute Bewußtsein, Menschenliebe geübt, und manchen Eltern das Kind, manchem Kinde die Eltern dem Tode entrissen zu haben. Ein warmer Händedruck und eine Freudenthräne war von Seite der Dankbaren sein schönster Lohn.

Nun war das Spätjahr und mit ihm auch der „Aelpersund" herangekommen. Dies war das jährliche Dankfest, welches die Hirtenvölker auf den Alpen Gott zu Eh-

ren und sich zur Freude schon von undenkbaren Zeiten her hielten, und noch immer halten. Dies Fest ist zwar einfach, aber doch einzig in seiner Art.

Hinter Jakobs Hütte war ein geräumiger freier Platz, welcher diesmal zum Feste auserkohren wurde. Schon mit dem ersten Frühroth, als noch nicht alle Hütten der Alp von den Morgenstrahlen der Sonne beleuchtet waren, zogen von allen Seiten her fröhliche Schaaren in festlicher Kleidung nach der Pfarrkirche, um dort gemeinschaftlich und einmüthig den Gottesdienst zu feiern. Der ehrwürdige Seelsorger feierte die heil. Messe, und das Volk brachte in stiller Andacht Gott, dem allgütigen Spender aller Gaben, Dankopfer dar.

Nach der Feier des Gottesdienstes bewegte sich der Festzug unter Kuhreigen und Gesang feierlich vorwärts, und begab sich auf den mit Festbäumen und Blumenkränzen geschmückten Festplatz bei Jakobs und Ottos Hütte. Unterwegs wurde von Jung und Alt wiederhohlt folgendes Danklied gesungen:

Gott ist es, dessen Allmachtswort
Erschuf die Elemente,
Die Sonne und die Sterne dort
Am blauen Firmamente.

Gott preiset Sonnenschein und Sturm,
Ihn preisen Berg und Meere;
Bringt, Hirten, ruft der kleinste Wurm,
Bringt eurem Schöpfer Ehre!

Wie groß ist doch des Schöpfers Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der Ihm gebührt?

Nein! seine Güte zu ermessen,
Sei ewig unsre größte Pflicht;

Der Herr hat unsrer nie vergessen,
Vergiß, o Herz, auch seiner nicht!

Bevor der Festzug auf dem bestimmten Platze anlangte, war schon daselbst aus jeder Familie eine Person mit einem weißen Korbe eingetroffen, der mit allerlei kalten Speisen voll angefüllt war. Auf dem Festplatze angelangt, lagerte sich die fröhliche Schaar in kleinern und größern Gruppen, doch so, daß Alle nur einen großen Kreis bildeten. Unter muntern Gesprächen wurde gemeinschaftlich das Frühstück genommen. Man tauschte unter heitern Scherzen gegenseitig die Speisen aus, weil nicht alle Familien die gleichen hatten. Festlich geschmückte Mädchen trugen sie auf reinlichen Tellern von Gruppe zu Gruppe im Kreise umher. Da war kein anderer Unterschied der Person, als der, den die Achtung machte, welche die Jugend dem Alter schuldig war. Auf der Alp ist Niemand arm, aber auch Niemand reich, doch haben Alle zu leben. Und war nur ein einziger Armer unter ihnen, so war dieser heute Aller Gast, er gehörte, wie jeder andere, zur Gesellschaft.

Nach dem Frühstück begannen unter der männlichen und weiblichen Jugend die üblichen Spiele. Die Jungfrauen und Jünglinge, Mädchen und Knaben waren von einander in Gruppen abgetheilt, und jede Gruppe spielte unter der Leitung einer ältern Person. Da herrschte eine Lust und Freude! Und so groß und ungestört die allgemeine Freude auch war, so nahm man doch nicht im Mindesten etwas Unanständiges gewahr. Diese Bemerkung freute Otto in der Seele. Dies hatte seine gute Meinung von diesem Hirtenvölklein noch mehr erhöht und bestärkt. Denn er wußte wohl, daß man den Menschen nirgends besser beobachten und kennen lernen könne, als bei allgemeinen Festgelagen, wo gewöhnlich jedem mehr Freiheit

gestattet wird. Und er mußte sich in Wahrheit gestehen, daß unter den vielen Volksfesten, denen er auf dem Lande angewohnt, sich keines so, wie dieses, in den ungezwungenen, ja natürlichen Schranken der Anständigkeit und Sittlichkeit gehalten habe. Er nahm aber auch an der Lust und Freude Aller den herzlichsten Antheil. Unglück, dessen bloße Befürchtung schon die allgemeine Freude getrübt haben würde, konnte keines geschehen; denn die Spiele des ganzen Tages waren bei all' ihrer Mannigfaltigkeit schon darnach eingerichtet. Der kleine Kuno, der bei leichtern Spielen beigezogen wurde, schwamm in unschuldiger Lust und Freude. Doch bei aller Lustbarkeit und Freude vergaß er doch seiner theuren Mutter nicht. Ja, wenn er am fröhlichsten war, lief er unbemerkt zum Vater, und flüsterte ihm leise zu: „Wäre doch auch die liebe Mutter hier, wie würde sie sich mit uns freuen!" Der Vater nickte dem guten Knaben beifällig zu, und dieser mischte sich dann wieder unter die Fröhlichen.

So dauerten die Festfreuden schön und ungestört bis zu Sonnenuntergang fort, und der freundliche Herbsttag hatte dieselben sehr begünstigt. Am Schlusse des Festes erscholl ein vierstimmiger Festgesang, in welchen am Schlusse jeder Strophe ein hundertstimmiger Chor einfiel. Es war folgendes Danklied:

Blick, o Herr! auf uns hernieder,
Nimm auf unsre Dankeslieder,
Die zum Preise dir erschallen;
Nimm sie auf mit Wohlgefallen!

Chor.

Laßt erschallen unsre Lieder!
Gott, der Herr, sieht auf uns nieder.

Wundervoll sind Gottes Werke,
Alles zeugt von seiner Stärke:
Wälder, Wiesen, Blumen, Bäume,
Schon des Saamenkornes Keime.

Chor.

Es erschall' von Thal und Berge:
Wundervoll sind Gottes Werke!

Dank, o Herr! für alle Spenden,
Die du gabst mit vollen Händen.
Unsre Hütten, unsre Speicher
Sind an Käs' und Butter reicher.

Chor.

Geben ist des Vaters Wille,
Daraus nur floß unsre Fülle.

Gieb, o Herr! daß all' die Gaben,
Die wir schon empfangen haben,
Nur zu unserm Wohl ersprießen,
Wir zu Ehren dir genießen.

Chor.

Preis sei Gott, den wir verehren,
Unser Fest sei ihm zu Ehren!

Dir, o Herr! sei stets geweihet
Das Fest, das uns heut' erfreuet.
Hoch erfreut sind Eltern, Kinder,
Greis und Säugling auch nicht minder.

Chor.

Heut, an unserm Aelpersunde
Jubelt's Herz aus jedem Munde.

Nach dem Gesang fiel der Kuhreigen ein, der als Hirtenmusik bei allen ihren Festen erscholl. Und unter herzlichen Grüßen und Glückwünschen nahm eine Familie von der andern Abschied, und die eine zog unter fröhli-

chen Gesprächen da-, die andere dorthinaus. In wenigen Minuten war der Festplatz, der diesen Tag der Schauplatz der lebhaftesten Lustbarkeit und Freude war, wieder stille und öde.

Siebentes Kapitel.

Die Schneelawine.

Als die Festleute am Abende des Aelpersunds sich nach allen Seiten hin zerstreut hatten, waren Otto und Jakob mit dem kleinen Kuno noch vor der Hütte im Freien geblieben, und Anton besorgte das Vieh, und Anna die nöthigen Hausgeschäfte. Es war ein gar lieblicher Herbstabend, und die Strahlen der untergehenden Sonne hatten die Gipfel der Hügel und Berge und die kleinen Fenster ihrer Hütten vergoldet. Bei diesem wunderschönen Schauspiel am Alpenhimmel gingen die reinen Freuden des verflossenen Tages noch einmal vor ihrer Seele vorüber. Schweigend und im Anblicke des goldenen Abendroths versunken, saßen sie traulich beisammen auf einer hölzernen Bank vor Ottos Hütte.

„Heute war wieder ein schöner und freudenreicher Tag", unterbrach Jakob endlich das sinnige Stillschweigen; „es ist allemal mein schönster im Jahre. Wie wir Alle so fröhlich waren, und so gerührt auseinander gingen! Aber Dietrichs letzte Worte, die er beim Abschied mit einem warmen Händedruck und mit weicher Stimme zu mir sprach, haben, ich weiß nicht, was für ein sonderbares Gefühl in meinem Innern erregt. „Leb' wohl, lieber Jakob!" sprach er, „gebe der liebe Gott, daß wir zwei Aelteste beim nächsten Aelpersund wieder so gesund

und froh erscheinen, wie heute!" Der Nachklang dieser so wohlgemeinten Worte beunruhigte mein Gemüth, und es war mir, als spräche in meinem Innern eine geheimnißvolle Stimme zu mir: dies war dein letzter Aelpersund." — Nun in Gottes Namen! möge diese Ahnung in Erfüllung gehen, wann und wie sie wolle, ich werde mich ergeben in Gottes Willen fügen. Hab' ich doch vor vielen andern Menschen ein hohes und glückliches Alter erreicht, und mehr Gutes als Schlimmes erlebt. Gott sey Dank dafür!"

Otto hatte den ehrwürdigen Greisen in seiner Rede nicht unterbrechen wollen! als dieser aber eine Weile inne hielt, so nahm Otto das Wort, und versuchte das Gespräch auf andere Gegenstände hinzulenken, die mit dem Vergnügen des verflossenen Tages mehr in Einklang ständen. Aber der Greis, der seinen eigenen Gefühlen nachhing, schien in Ottos Gespräch nicht eingehen zu wollen, sondern lenkte es wieder auf seine vorige Betrachtung hin.

„Verzeiht mir, lieber Otto!" fuhr der Greis in seiner Rede fort, „daß ich wieder auf meine alten schwermüthigen Gedanken zurückkomme, die zwar zu den genossenen Freuden des heutigen Festes nicht wohl passen mögen. Aber ich bin einmal alt, habe schon einen Fuß im Grabe, und somit sollen meinem Gemüthe die Gedanken an den Tod und an die Ewigkeit näher liegen, als die an die Freuden verlebter, und noch zu erlebender Tage. Da ich wohl weiß, daß eure eigenen Gedanken mit den meinigen mehr im Einklang stehen, als Ihr aus Gefälligkeit zu mir gestehen wollet, so nehme ich keinen Anstand, meine gegenwärtigen Gefühle noch vollends auszusprechen, und von

Dingen zu erzählen, die für Euch, wie für den lieben kleinen Kuno, von Interesse sein dürfen."

Als Kuno, der bisher mit wenig Aufmerksamkeit an des Greisen Gespräch Antheil genommen hatte, das Wort „erzählen" aussprechen hörte, so war er dem Greisen näher gerückt, und sprach: „Ja, erzählet, erzählet Etwas, lieber Großvater!" —

„Es waltet über unserer Familie", so begann der Greis zu erzählen, „ein unbegreifliches, verhängnißvolles Schicksal. Vom ersten Stammvater unserer Familie, bis auf mich herab, ist noch keiner des natürlichen Todes gestorben, noch Alle, und es sind schon ihrer Viele, sollen eines schrecklichen Todes gestorben sein. Ihr, lieber Otto, werdet schon oft von Schneelawinen sprechen gehört haben. Es war nämlich jedesmal eine Schneelawine, welche meinen Vätern das schauerliche Grab bereitete. Und was dabei immer das Seltsame war, ist, daß jedem etliche Jahre zuvor die Gattin eines sanften Todes auf dem Ruhebette vorangegangen ist. Aber noch das Seltsamste ist, was meine eigene Person betrifft. Ich war damals, als eine furchtbare Lawine mit donnerndem Getöse vom Gletscher herabstürzte und über zwanzig Hütten verschüttete, worunter auch die meines seligen Vaters war, ein Jüngling von achtzehn Jahren, und des unglücklichen Vaters einziger Sohn noch; denn der älteste Sohn war schon gestorben. Als das schreckliche Unglück sich ereignete, war ich gerade mit unserer Heerde auf der Weide. Ich sah das Herabrollen der Schneelawine, die unter furchtbarem Brausen des Sturmes mit jedem Augenblicke größer und größer wurde, und vernahm in Todesangst das Krachen ihres plötzlichen Sturzes.

„Barmherziger Gott!“ schrie ich, und sank in die Kniee. Ich war einige Zeit, wie besinnungslos auf den Knieen gelegen, und hielt, als ich wieder zu mir selbst kam, noch immer die Hände gefaltet. Aber, daß Gott erbarm'! was sah ich vor mir, als ich die Augen erhob? Wo vor wenigen Minuten noch unsere friedlichen Hütten standen, da erblickte ich zu meinem Entsetzen einen Hügel von Schnee.

„Großer Gott!“ rief ich unter Thränen aus, „mein Vater, mein armer Vater! Ach, er ist verloren!“ Doch verlor ich die Fassung nicht; ich dachte schnell an die noch mögliche Rettung. Da sah ich von mehreren Seiten her die Hirten jammernd dahereilen, ich gesellte mich zu ihnen, und wir gingen unverweilt ans Werk, um mit großen Haken, die jeder Hirt mit sich trägt, die Hütten aus der Schneemasse herauszugraben. Es war zum Glück eine sogenannte Wind= oder Staublawine gewesen, wobei der Schnee so locker blieb, daß er leicht wegzuräumen war. Bald hatten wir die erste Hütte entdeckt, und sie war noch ganz unversehrt. Und welche Freude, als wir in die Hütte traten und eine Mutter mit ihren vier Kindern fanden, die noch lebend mitten in der Stube auf den Knieen lagen! Von dem Danke dieser Geretteten will ich schweigen, und nur weiter erzählen, wie uns noch das übrige Werk gelungen ist. Wir verdoppelten unsern Fleiß, und hatten das Glück, eine Hütte um die andere aus dem Schneehügel herauszugraben. Und denkt euch unsere Freude! in jeder Hütte hatte der liebe Gott die Bewohner am Leben erhalten. Da wuchs mit jedem neuen Glück meine Hoffnung, auch meinen lieben Vater noch am Leben zu finden, aber mit der Hoffnung wuchs auch meine ungeduldige Sehnsucht, daß die Reihe doch auch bald an

meine väterliche Hütte kommen möchte. Endlich ward mein heißer Wunsch erfüllt, und wie pochte mir das Herz, als ich zuerst den Dachstuhl, dann endlich die ganze Hütte unversehrt, wie die frühern, erblickte! Ich eilte der Erste in die Hütte und in die Stube. Aber ach! ich fand den lieben Vater nicht. Ich eilte in die Küche, und da lag meine liebe Base, die unsere Haushälterin war, auf dem Boden, ich stieß einen Schrei aus; denn ich hielt sie für todt. Während die Uebrigen liebreich für die Base Sorge trugen, durchsuchte ich mit steigender Angst jeden Winkel der Hütte. Aber ach! ich fand den guten Vater nicht. Als ich wieder zu den Uebrigen zurückkam, fand ich, zu meiner Freude, die gute Base am Leben.

„Aber wo ist der Vater, der liebe Vater?" fragte ich mit zitternder Stimme. Da rieb sich die Base die Stirne, und es war, als wolle sie sich über Etwas besinnen, dessen sie sich nicht mehr recht erinnern könne. Endlich rief sie aus, wie aus einem Traume erwachend: „Ach, lieber Jakob, daß Gott erbarm'! der gute Vater wird wohl nicht mehr am Leben sein. Wenige Minuten vor dem Niedersturz der Lawine war er in den Hof hinausgegangen, und nicht wieder zurückgekommen. Ach, der Unglückliche! ihn konnte kein Dach vor dem Schnee schützen." Ihr könnet euch denken, was das für ein Schrecken für mich war. Aber ich verlor die Fassung nicht, bat die Mitarbeiter, mir den Hof durchgraben zu helfen. Wir waren bald so glücklich, ihn zu finden. Der unglückliche Vater lag auf dem Angesichte, und — war todt. Ich stürzte mich weinend auf ihn hin, wendete mit Beihilfe alle hier bekannten Mittel an, um ihn wieder in's Leben zu rufen. Aber ach! es war umsonst. Er war den nämlichen Weg, wie seine Väter, in die ewige

Heimath hinübergegangen. Meinen Schmerz und meine Trauer will ich nicht weiter schildern, will nur noch hinzufügen, daß es uns gelungen war, noch denselben Tag alle Hütten, bis auf zwei, unversehrt aus der Schneemasse herauszugraben. Die eine der zerstörten Hütten war zum Glücke zu der unglücklichen Zeit menschenleer gewesen; in der andern aber wurde eine alte Frau und ein Mädchen von sieben Jahren todt gefunden. Unter mehr als fünfzig Menschen hatte dies Unglück also nur drei Personen das Leben gekostet. So schmerzlich diese Todesfälle für uns Wenige auch waren, so konnte man im Ganzen doch von großem Glücke sagen, daß das drohende Unheil diesmal mit so wenigen Opfern vorüberging. Denn die Rettung so vieler Hütten und Menschen nach dem Niedersturz einer Schneelawine ist hier auf der Alp, wo die Lawinen oft schreckliche Verheerungen anrichten, gar etwas Seltenes. Aber der Dank gegen Gott war auch groß und allgemein. Von jener Zeit an, bis jetzt, war unsere Alp von einem ähnlichen Unglück verschont geblieben.

Nach dem Tode meines geliebten Vaters, den er geraume Zeit vorher schon geahnet hatte, schickte ich mich an, seinen Willen zu erfüllen, den er mir kurz vorher eröffnet hatte.

„Lieber Jakob!" sprach er eines Tags zu mir, „du weißt, auf welche Todesart die Urväter unserer Familie gestorben sind. Ich ahne es in meinem Innern, daß der Tod mich auf ähnliche Weise dir einmal entreißen werde. Und sieh', ich kann es dir nicht bergen, ich ahne sogar, daß wir dies Frühjahr eine Schneelawine zu befürchten, und ich — du mußt nicht erschrecken — und ich mein nahes End' zu erwarten habe. Aber, Herr, dein Wille

geschehe! Wenn ich gestorben und unter einem Schneehügel begraben bin, du aber von Gott am Leben erhalten worden bist, dann verkaufe Alles, was ich dir hinterlasse, und verlasse eine Gegend, wo über unsere Familie ein unheilvolles Verhängniß zu schweben scheint; vielleicht versöhnt sich das Schicksal mit dir, wenn du in einer fernern Gegend, auf dem flachen Lande wohnst, und ein anderes, aber ehrliches Gewerbe treiben wirst."

So sprach und wünschte damals mein Vater, und jetzt, wo seine Vorahnung in Erfüllung gegangen war, verkaufte ich Hütte und Heerde, und verließ unter vielen Thränen meine theure Heimath. Und da war es, bester Otto, daß ich bei Eurem glorwürdigen Vater in Dienste trat, und vierzig glückliche Jahre auf Eurer väterlichen Burg verlebte. Aber jetzt kommt das Seltsamste von Allem. Obwohl ich die beste Herrschaft, ein braves Weib und ein hoffnungsvolles Kind hatte, so wollte es mir, ferne von der heimathlichen Alp, auf der Burg, wo es mir so gut erging, nicht mehr länger gefallen. Es zog mich Etwas, ich weiß nicht was, unwiderstehlich nach der frühern Heimath zurück. Ich folgte dem geheimnißvollen Zuge meines Herzens, nahm von Euren theuren Eltern, meiner lieben gnädigen Herrschaft, schmerzlichen Abschied, und reisete mit Weib und Kind nach der ersehnten Alp zurück. Hier wurde ich wieder, was meine Väter waren, nämlich ein Senn."

„Dieser geheimnißvolle Zug Eures Herzens, lieber Jakob!" fiel ihm Otto schnell in die Rede, „war eine wundersame Fügung Gottes. Ja der liebe Gott hatte Euch als Werkzeug ausersehen, damit Ihr, nach dem göttlichen Willen, dem Sohne und Enkel Eurer lieben Herrschaft in ihrer höchsten Noth auf der Alp eine Zu-

fluchtstätte bereit halten solltet. Denn warum mußte ich auf meiner Flucht mit meinem Kinde gerade in Eure Hütte gerathen, da mir doch noch viele andere Hütten am Wege standen? Seht, lieber Jakob, das Ganze ist eine wundersame Fügung Gottes. Daher der geheime Zug Eures Herzens, daher der unwiderstehliche Drang, auf die heimathliche Alp zurückzukehren. Wie hätte ich, und wie hättet Ihr bei Eurem Abschied von der Burg an das gedacht, was uns jetzt so klar geworden ist?! Bewundern wir Gottes gnadenvolle Fügungen, und vertrauen wir stets fest auf seine allweise und väterliche Vorsehung!"

„Dieser Meinung, bester Otto, bin ich auch", entgegnete der Greis. „Ja ich zweifle gar nicht daran, daß der liebe Gott mich sündigen Menschen, aus Fürsorge für Euch und Euer liebes Kind, gewürdigt hat, hier auf der Alp ein Werkzeug seiner väterlichen Vorsehung zu sein. Und ich freue mich ungemein darüber, und danke dem gütigen Gott herzlich dafür." —

„Auch wir, auch wir danken dem allgütigen Gott von Herzen!" fügten Otto und Kuno bei.

„Aber ich erblicke in dieser göttlichen Fügung", fuhr der Greis fort, „noch ein gewisses Etwas, das ich mir nicht zu erklären vermag. Im achtzehnten Jahre meines Lebens wagte ich den sündhaften Schritt, der unsichtbaren Hand Gottes zu entfliehen, und im achtundfünfzigsten Lebensjahre nöthigte mich ein geheimer Drang des Herzens, mich wieder gläubig und ergeben unter dieselbe Hand Gottes zu fügen." „Mag der liebe Gott über mich verfügt haben, was er wolle, so geschehe nur sein Wille; denn wo ich auch sein mag, auf der Burg Erlach, oder in meiner Sennhütte auf der Alp, so stehe ich in seiner väterlichen und allmächtigen Hand." „So dachte ich damals,

und so denke ich noch jetzt, und werde so denken, bis an mein seliges Ende. Finde ich den Tod auf dem Ruhebette, oder im Grabe einer Schneelawine, es ist einerlei, wenn ich nur selig im Herrn entschlafe." —

„Aber, lieber Großvater!" versetzte Kuno, „was Ihr von der Schneelawine erzählet habt, ist schrecklich und traurig, doch aber verstehe ich davon noch nicht Alles recht."

„Ich merke schon, was du wissen willst, lieber Kuno!" erwiederte der Greis. „Du möchtest gerne wissen, wie und wodurch eine Schneelawine entsteht, wie vielerlei Arten derselben es gibt, und welche die gefährlichste ist. Nur Geduld! das will ich dir kurz und deutlich erklären."

„Die Lawine ist eine Schneemasse, die insbesondere zur Frühlingszeit vom Wind, oder durch irgend eine andere Veranlassung von der Höhe eines Gletschers losgerissen wird. Sie ist anfangs sehr klein und unbedeutend, wird aber, da sie mit einer erstaunlichen Schnelligkeit von der Höhe des Gletschers nach der Tiefe hinabrollt, mit jedem Augenblicke größer und größer, und richtet durch ihren Sturz oft die größten Verwüstungen an. Es kann sich ereignen, daß ein unschuldiges Vögelchen, oder eine Gemse durch Losreißen der kleinsten Schneemasse zu einer verheerenden Lawine die erste Veranlassung werden kann.

Wie ich so eben erzählt habe, war das eine Wind- oder Staublawine, unter welcher mein seliger Vater lebendig begraben worden ist. Man nennt sie so, weil sie vom Winde losgerissen wird, und dann den frischgefallenen, oder bei Thauwetter locker gewordenen Schnee mit sich fortreißt, und stäubend in die Tiefe stürzt. Diese Art von Lawinen ist in der Regel am wenigsten zu fürchten, weil sie am luftigsten unter allen sind, und man sich

aus ihnen am leichtesten wieder empor arbeiten kann. Man hat mir schon Beispiele aus unserer Gegend erzählt, daß Leute, die 24 Stunden unter einer solchen Lawine begraben lagen, wieder lebendig herausgegraben worden seien. Sie seien wegen der Luftigkeit des Schnees darunter nicht erstickt. Bisweilen aber kann eine Windlawine wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie einherfährt, sehr gefährlich werden und einen ungeheuren Schaden anrichten.

Eine gefährlichere, als diese, ist die Schrundlawine, die man auch Berg-, Schloß- und Schlaglawine nennt. Eine solche wird nicht vom Winde losgerissen, sondern stürzt durch ihre eigene Schwere, und reißt dann den ganzen Grund, auf welchem sie dahinrollt, nebst den darauf befindlichen Bäumen, Felsenstücken und was ihr in den Weg kommt, mit sich fort, und stürzt mit furchtbarem Krachen in die Tiefe hinab. Die Schrundlawine ist nur im Frühling zu fürchten, wenn die angehende Wärme den Schnee nässer und schwerer macht. Ihr schrecklicher Fall macht Berg und Thal erzittern, und erregt einen Schall, der dem Donner gleicht.

Aber die gefährlichste und schrecklichste von allen ist die Erdlawine. Diese entsteht, wenn das Erdreich von lange anhaltender und tief eindringender Nässe so erweicht wird, daß es mit allen darauf befindlichen Häusern, Bäumen und Wäldern in die Tiefe stürzt. Wer einer solchen in den Weg kommt, ist unrettbar verloren."

„Ach, Gott! mir graust es vor so schrecklichen Dingen", rief der kleine Kuno mit Schauder aus. „Wenn ich das früher gewußt hätte, wäre ich heute vermuthlich nicht so fröhlich gewesen. Aber die Leute hier wis-

sen Alles, und sind dennoch immer so fröhlich und heiter, als wenn hier nie eine Gefahr zu fürchten wäre."

„Wo in der Welt gibt es einen Ort, wo gar keine Gefahr zu fürchten wäre?" fragte der Greis. „Und wo ist der Mensch, der sagen könnte, er sei sicher vor jedem Unglück und jeder Gefahr, und er wisse ein Plätzchen in der Welt, wo ihn der Tod nicht finde? Nein, wo immer in der Welt Menschen sind, da umschweben sie Leiden und Gefahren, und der Tod durchwandert die ganze Welt, und kein lebendiges Wesen kann ihm entrinnen, wenn ihm Gott dasselbe zum Opfer bestimmt hat."

„Ja, lieber Großvater, das glaube ich schon", erwiederte der kleine Kuno, „es müssen alle Menschen sterben. Aber wenn einmal eine so fürchterliche Schneelawine vom Gletscher herabstürzen und uns zudecken und ersticken würde, dann wären wir doch früher gestorben, als es geschehen wäre, wenn wir nicht hier auf der Alp, sondern anderswo auf dem Lande gewohnt hätten."

„So, wie du, liebes Kind!" entgegnete der Greis, „denken noch gar viele Menschen; aber wir auf unserer Alp denken anders. Sieh', lieber Kuno, diese Alp, welche dir jetzt so gefährlich scheint, ist uns als Heimath so theuer geworden, daß wir uns nirgends in der Welt so glücklich fühlen, als hier. Was die Gefahren betrifft, die über uns einbrechen könnten, so schützt uns der Glaube an eine allweise Vorsehung Gottes, und das feste Vertrauen auf sie, gegen jede unnütze Furcht, die uns den frohen und heitern Sinn trüben oder rauben könnte. „Wir stehen Alle in Gottes Hand, und ist Gott für uns, was kann dann gegen uns sein?" So, lieber Kuno, denken und sprechen wir, und leben hier im Angesicht der Gletscher so ruhig und froh, als wenn es hier keine Schneelawinen gäbe."

„Ihr habt die rechte Ansicht vom Leben, lieber Jakob!" versetzte Otto, „so, wie Ihr, denkt und spricht jeder gute Christ. Wenn man allen Gefahren, die einen möglicher Weise treffen könnten, entgehen wollte, so müßte man aus der Welt entfliehen. Es ginge Niemand in den Krieg, weil er könnte getödtet werden; Niemand zu Schiffe, weil er ertrinken könnte; Niemand zu Bette, weil in der Nacht das Haus in Flammen aufgehen, und er darin verbrennen könnte. Mit einem Worte: der Mensch hätte bei Tag und Nacht keine ruhige Stunde, und er schwebte beständig in Furcht und Angst, wenn er immer nur an die möglichen Gefahren denken, dabei aber nicht fest auf Gottes allwaltende Vorsehung vertrauen würde."

„Es ist wahr, ich habe gefehlt", erwiederte Kuno mit einer Miene, die wahrnehmen ließ, daß ihm ein großer Stein vom Herzen gefallen war. „Das Herz hat mir vor Angst gezittert. Aber ich weiß nun, was ich thun muß, um keine Angst mehr zu bekommen, und immer froh und heiter sein zu können: ich bete und vertraue auf den lieben Gott, und er wird am besten für mich sorgen; denn er kann mich und alle Menschen vor Gefahren schützen."

„Thue das, lieber Kuno! so ist's recht", versetzten Otto und Jakob, wie aus einem Munde.

Obwohl der kleine Kuno nach dem Nachtgebet ruhig und heiter zu Bette ging, so führte ihm seine lebhafte Phantasie im Traume dennoch Alles wieder lebendig vor die Seele, was er den verflossenen Tag hindurch Fröhliches verlebt und Schreckliches erzählen gehört hatte. Bald träumte er vom Aelpersund, bald von den furchtbaren Schneelawinen, und wurde mehrmals aus dem Schlafe aufgeschreckt. Jedoch dachte er schon nach wenigen

Tagen nicht mehr an Jakobs Erzählung. Es wurde auch der Schneelawine mit keiner Sylbe mehr erwähnt.

Endlich war es Winter geworden, Alles umher war tief mit Schnee bedeckt, und Jedermann in seine Hütte verbannt. Doch fehlte es auch bei einem so abgeschlossenen Leben nicht an manchen Annehmlichkeiten. Dem genügsamen Kuno, hauptsächlich seinem Vater, gefiel es im traulichen Kreise der heitern und immer geschäftigen Menschen zu dieser Winterszeit nicht minder, als im Sommer und Spätjahr. „Jeder Tag hat seine Last, aber auch seine Freude, und jede Jahreszeit ihre Annehmlichkeit.“ Diese Redensart war Jakob zum Sprichwort geworden.

Die Sonne rückte in ihrem Tageslauf von Tag zu Tag näher, die Luft wurde milder, der Schnee begann in den niedern Gegenden zu schmelzen, und mit junger Kraft grünte die Alpenweide — der freundliche Frühling war da.

Eines Morgens sprach Otto zu seinem Kinde: „die liebliche Sonne verspricht uns heute einen schönen Frühlingstag. Ich werde daher mit Anton auf der Alp eine kleine Wanderung machen, um Stellen auszukundschaften, wo unsere Heerden Weide finden könnten; denn das vorräthige Futter ist schon sehr nahe zusammengeschmolzen. Du bleibst, lieber Kuno, beim Großvater zu Hause. Aber Nachmittags wird er dir, wie er es mir schon vorläufig versprochen hat, die Freude machen, und mit dir uns entgegen gehen. Jakob weiß schon, wo wir uns treffen werden.“

So sprach Otto, und verließ bald darauf mit Anton die Hütte. Wie freute sich Kuno auf den Nachmittag! Er konnte kaum die Stunde der Abreise erwarten.

Ach, das gute Kind ahnete nicht, was für ein Unheil ihm und den Seinigen bevorstehe! Jakob schien aber etwas

davon zu ahnen, aber er schwieg und bewahrte es im Herzen, um dem Knaben die Freude nicht zu trüben. Sein Abschied von der Schwiegertochter war so weich und wehmuthsvoll, daß es dieser selbst auffiel. Auch Kuno fand ihn anders, als gewöhnlich; denn er war unterwegs nicht so redselig, wie sonst, und was er mit dem Knaben sprach, war der Ausdruck einer frommen, aber höchst wehmüthigen Stimmung. Kuno fragte ihn wiederholt, ob er unwohl sei; aber er verneinte es, und versicherte ihn seines Wohlseins. Endlich waren sie bei dem Hügel angekommen, den man zu ersteigen hatte, um zur Kirche zu gelangen, deren Thurm man von da schon sehen konnte. Hier sprach der Greis zu Kuno: „sieh', mein Kind, hier ist eine gar hübsche Schlittenbahn, du kannst dich mit deinem kleinen Schlitten, den du nicht umsonst mitgenommen haben sollst, nirgends bequemer belustigen, als hier. Du thust mir einen Gefallen, wenn du dich hier belustigest, und so lange hier verweilst, bis ich wieder zurückkomme. Ich will indessen hinauf zur Kirche gehen, um dort zu beten, und werde bald wieder bei dir sein."

So gerne Kuno mit ihm gegangen wäre, so wollte er doch nicht gegen seinen Willen handeln, um ihn nicht zu beleidigen. Denn er sah wohl ein, daß der Greis diesmal allein sein wolle. Er blieb, machte seinen Schlitten zurecht, zog ihn eine glatte Anhöhe hinauf, setzte sich dann darauf, ließ ihm den Lauf, und war zu seinem Vergnügen mit Schnelligkeit unten auf der Ebene. Diese lustige Fahrt wiederholte er etlichemal, und es war ihm noch nicht der mindeste Unfall begegnet.

Endlich sah Kuno nach dem Greisen, und freute sich, daß dieser den Hügel schon fast ganz erstiegen habe. Aber plötzlich vernahm er ein Brausen und Toben, wie ein

ferner Donner. Blitzschnell fuhr ihm der Gedanke an die Lawine durch den Sinn. Er ließ den Schlitten stehen, und floh in Todesangst davon. Jetzt vernahm er in der Nähe ein so furchtbares Krachen, daß er betäubt zu Boden niederstürzte. Der arme Knabe erholte sich aber bald wieder, erhob sich von der Erde, blickte um sich, stieß bei dem Anblick der schrecklichen Verheerung, die ganz in seiner Nähe vorgefallen war, einen Schrei des Entsetzens aus, und floh mit den Worten: „eine Schrundlawine, eine Schrundlawine!" — „Ach Gott!" — „ach, Vater!" — „ach, Großvater!" nach der entgegengesetzten Seite davon.

In dem Augenblicke, wo die Schrundlawine mit donnerndem Krachen in die Tiefe hinabgestürzt war, waren Otto und Anton an dem verabredeten Orte angekommen um daselbst den Greisen mit Kuno zu erwarten. Sie hörten mit Entsetzen den krachenden Sturz, sahen das schreckliche Schauspiel der Verwüstung, und sanken vor Schrecken in die Kniee.

„Großer Gott! eine Schrundlawine!" rief Anton mit Entsetzen aus. „Ach! wenn sie nur über keine Wohnung stürzte! Von unsern Hütten scheint sie ziemlich weit entfernt zu sein."

„Aber Jakob und mein Kind!" sprach Otto voll Schrecken „Wenn sie unterwegs gewesen sind!?" —

„Barmherziger Himmel! dann sind sie verloren", entgegnete Anton.

Mit diesen Worten brachen sie auf, eilten der Heimath zu, um Gewißheit zu erlangen. Furcht und Hoffnung beflügelten ihre Schritte, und schnell waren sie am Schauplatz der schrecklichen Verwüstung angekommen. Schauerlich, entsetzlich war deren Anblick! So etwas

hatten sie in ihrem Leben noch nie gesehen. Wo vorhin, so zu sagen ein Thälchen war, lag jetzt ein Hügel von losgerissenen Schneemassen, mit Grund, Felsenstücken, Bäumen und Ueberresten von Hütten vermischt, welche die Lawine im Sturze mit fortgerissen hatte. Otto und Anton konnten sich von ihrem Schrecken kaum erholen.

„Wenn die Unglücklichen hier waren", sprach Anton mit einer Thräne im Auge; „ach, dann hab' ich keinen Vater, und Ihr, Freund Otto, kein Kind mehr!"

In diesem Augenblicke eilten mehrere Menschen daher, und unter ihnen Rosa, Antons Gattin.

„Sind Vater und Kuno nicht bei euch?" fragte Rosa zitternd und tiefathmend. „Barmherziger Gott! — sie sind verloren!" riefen Alle, wie aus einem Munde. Otto und Anton sanken auf die Kniee nieder, rangen die Hände, jammerten und seufzten, und Rosa weinte überlaut. Die Armen konnten das so plötzliche, so unerwartete Unglück kaum fassen. Anton, der seinen alten Vater auf's zärtlichste liebte, brach in lautes Weinen und Klagen aus. Und Otto, der mit seinem vielgeliebten Kinde seinen letzten Trost, ja Alles, was ihn noch an diese Erde band, verloren zu haben glaubte, flehte aus dem tiefsten Schmerzgefühle zu Gott um die Gnade, ihn doch bald auch zu sich zu nehmen in das Land des Friedens, wo er Gattin, Kind und Freund schon wähnte.

„Freunde, Brüder!" rief Otto die umstehenden Männer an, „ist denn keine Hoffnung der Rettung mehr?"

„Ach, leider, nein!" versetzte ein ältlicher und erfahrner Mann mit einer Thräne im Auge. „Tröstet euch, liebe Brüder, für die Unglücklichen ist keine Rettung mehr. Ach, ich habe von der Ferne aus die Armen, kurz einige Augenblicke vor dem Sturze der Lawine, diesen Hügel, der

jetzt ganz verschüttet ist, hinaufsteigen sehen. Und nach dem schrecklichen Sturze sah ich die Unglücklichen nicht mehr."

„So ist denn alle Hoffnung dahin!?" rief Otto aus seufzender Brust, flehte zu Gott um Stärke, drückte Anton und Rosa mit einer Thräne im Auge die Hand, sprach ein „Lebewohl!" und verschwand.

Während Otto mit gebrochenem Herzen aus einer Gegend floh, wo er seinen letzten Trost verloren zu haben wähnte, war der kleine Kuno auf seiner Flucht schon etliche Stunden weit von seiner väterlichen Hütte entfernt. Als es schon dunkelte, sank das arme Kind, fast athemlos und zitternd vor Frost und Kälte, in den fußtiefen Schnee nieder. Der Himmel über ihm war hell, und die Sterne funkelten so, daß eine kalte Nacht zu erwarten war. Das arme Kind kniete im tiefen Schnee nieder, hob seine Händlein gen Himmel, und rief zum Erbarmen: „ach, lieber Gott im Himmel! laß' mich nicht erfrieren. Rette mich, lieber Gott! — ach, Vater im Himmel, rette mich!" — —

Da sank der unglückliche Knabe, ermattet und schlaftrunken, nieder in den Schnee, seine Aeuglein schloßen sich, und der Schlaf wiegte ihn ein. Ach, Gott! soll es denn schon sein Todes-Schlaf sein?! —

Heiliger Engel Gottes, du Schutzgeist der Unschuld, wache doch über den armen Knaben, und rette den unglücklichen Eltern das einzige Kind! —

Achtes Kapitel.

Die gräfliche Familie von Bubenberg.

Mit Otto von Erlach, der sich als Senn jetzt noch unglücklicher fühlte, denn als Ritter, haben wir die Alp

voll des innigsten Mitleids verlassen, und sind auf dem Wege nach der Burg des Grafen von Bubenberg. Denn dort haben wir den eigentlichen Urheber alles Jammers und Elends, das über die schuldlose Familie von Erlach gekommen ist, zu suchen. Doch wollen wir einen kleinen Umweg machen, über das uns bekannt und lieb gewordene Emmenthal, um, wie im Vorbeigehen, in Konrads Hause einen kurzen Besuch abzustatten.

Nun sind wir vor jenem Hause, deren Bewohner, selbst Mathilde und Theobald mit eingerechnet, vor wenigen Monaten, als wir sie verließen, noch so froh und heiter waren, und verwundern uns gar sehr über die unheimliche Stille, die diesmal darin herrschte. Beim Eintritt begegnet uns Theobald mit Konrads Kindern, wir erblicken Thränen in ihren Augen, und Trauer und Schmerz auf ihrem Antlitz, und sehen sie nach der Kirche wandeln." „Was hat das zu bedeuten?" fragen wir bangen Herzens uns selbst. „Ist auch hier ein Unglück geschehen? — was für eines mag es sein, und wen mag es getroffen haben?" In unserer Besorgniß richten wir unsere Tritte sogleich nach Mathildens Stüblein. Wir treten unbemerkt ein. Aber ach! was erblicken wir hier? — Dort liegt Mathilde, bleich und abgezehrt, aber mit der Miene einer frommen Dulderin, auf dem Krankenlager. Am Schmerzenlager steht der ehrwürdige Pfarrer, Mathildens Beichtvater, und verrichtet das heilige Werk eines Trösters. Mathildens Antlitz ist wie verklärt. „Das ist die Wirkung der göttlichen Religion und der Segen der heil. Kirche;" so denken wir bei uns, verlassen unbemerkt die Krankenstube, um den ehrwürdigen Priester in seinem Liebeswerke nicht zu stören, empfehlen, voll des innigsten Mitleids, die arme kranke Mathilde sammt ihrem

unglücklichen Gatten und Kinde dem väterlichen Schutze Gottes, und begeben uns auf die Burg Bubenberg.

Auch hier, auf der Burg Bubenberg, wie auf der Alp und im Emmenthal, herrscht große Trauer, und auch hier finden wir viel Jammer und Elend. Wären wir ein Jahr früher hier gewesen, dann hätten wir Alles anders gefunden. Denn damals herrschte hier noch reges Leben, Lust und Freude. Im Burghofe übten sich fröhliche Knappen im Fechten und Bogenschießen, und im großen Rittersaale erscholl von Zeit zu Zeit die laute Freude fröhlicher Gäste. Willkommene Ritter gingen fast täglich ein und aus, und überall begegnete man fröhlichen Gesichtern. Und der gräflichen Familie schien zu ihrem Glücke fast nichts mehr zu wünschen übrig. Die Gräfin, eine tugendhafte Gattin, eine zärtliche Mutter und eine milde Gebieterin, war in der That recht glücklich, und der Graf schien es ebenfalls zu sein. Ein hoffnungsvoller Knabe war die Krone ihres häuslichen Glücks und der Stolz einer Familie, die sich eine der ersten des Schweizeradels nennen durfte. Der Graf stand allenthalben in großem Ansehen, und die Gräfin wurde von allen Unterthanen wie eine Mutter geliebt. Und wer auf die Burg kam, bewunderte den schönen Knaben und gewann ihn lieb. So war es hier noch vor ungefähr einem Jahre. Aber jetzt finden wir Alles anders. Die junge Gräfin, die früher wie eine Rose blühte, sieht nun blaß und abgezehrt aus, hütet im Trauergewande die meiste Zeit ihr Gemach, scheint trostlos zu sein, und die verweinten Augen, wie die kummervolle Stirne, sagen uns, daß sie grenzenlos unglücklich sein müsse. Der Graf stürmt, wie ein Wahnsinniger auf der Burg umher, und flieht, wie ein Menschenfeind, Jedermanns Anblick. Und die

Dienerschaft schleicht umher, wie eine verscheuchte Heerde, und scheint jeder Bewegung des stürmischen Herrn behutsam auszuweichen. Um uns aber die Sache recht aufzuklären, müssen wir uns in der Zeit zurückversetzen und den Hergang der Dinge von vornherein betrachten.

Wie wir schon wissen, hatte Mathilde die Hand des Grafen von Bubenberg ausgeschlagen, weil ihre Wahl damals im Herzen schon getroffen und auf den vortrefflichen Ritter Otto von Erlach gefallen war. Und wie er den Schuldlosen im Herzen eine schreckliche Rache schwur und sie auch nahm, ist uns ebenfalls bekannt. Nun aber beginnen Ereignisse, die uns bis jetzt noch unbekannt waren. Noch vor Mathildens Trauung mit Otto von Erlach lernte Graf von Bubenberg das tugendhafte Fräulein Adeline kennen, sie wurde seine Gattin, und er war so glücklich zu preisen, als hätte er Mathilden zur Gattin erhalten. Mathilde und Adeline waren Jugendfreundinnen, und eine war der andern würdig. Auch nach der Verehelichung dauerte ihre Freundschaft in derselben Herzlichkeit fort. Sie besuchten sich gegenseitig recht oft. Und zwei Tage vor der Zerstörung der Burg Erlach war Adeline bei ihrer Freundin Mathilde auf Besuch. Die Guten waren damals so froh und heiter; denn sie ahneten nichts von den schrecklichen Dingen, die zu ihrem Unheil schon beschlossen waren. Der Graf hatte seiner Gattin von dem geheimen Groll gegen die Familie von Erlach, wie auch von seinem Racheplan, nicht das Mindeste merken lassen. Auch an dem Abende, an welchem der Graf mit seinen Reisigen auszog, wußte sie noch nicht, wem die Fehde gelte, daß sie ihrer geliebten Mathilde gelte, das wäre ihr nie in den Sinn gekommen. Denn wie hätte die arglose Gräfin, die bisher auf die

innige und aufrichtige Liebe ihres Gatten baute, und auch dem Scheine nach alle Ursache hatte, darauf zu bauen, auf einen solchen Gedanken kommen können?! Da sie selbst nie ein Geheimniß vor ihrem Gatten hatte, und auch er gegen sie dieselbe Offenherzigkeit allzeit zu beobachten schien, so war ihr Herz von jedem Mißtrauen und Argwohn frei. Selbst auch jetzt, wo er zum erstenmale vor ihr ein Geheimniß hatte, hegte sie weder ein Mißtrauen, noch wähnte sie etwas Arges, sondern dachte bei sich: seine REitterehre könne ihm diese Vorsicht zur Pflicht auferlegt haben. Aber wie schändlich ward die Edle getäuscht, und wie schmerzlich war ihr die Enttäuschung! Erst dann, als es zu spät war, sie für die Unschuldigen nichts mehr thun, und ihren Gatten, was ihr vielleicht gelungen wäre, von einer solchen Schandthat nicht mehr abhalten konnte, erfuhr sie zu ihrem Entsetzen, was Schreckliches geschehen war. Im ersten Augenblicke konnte und wollte ihr Herz nicht daran glauben! denn es schien ihr unmöglich zu seyn, daß ihr Gatte, den sie bisher als den besten Menschen kannte und innig liebte, sollte fähig sein können, eine solche Schandthat zu verüben, und sogar an einer Familie, mit der die ihrige bis auf diese Stunde in engster Freundschaft stand. Aber endlich mußte sie daran glauben, denn die Augen wurden ihr von Menschen geöffnet, welche Theilnehmer an der Schandthat waren. Wie soll ich's versuchen, ihren Schmerz und ihren Jammer zu schildern? Nein, ich vermag es nicht. Es waren ja nun alle Bande der Liebe zerrissen, ihre Busenfreundin war nicht mehr, und ihr Gatte — ach, das war noch das Schrecklichste für ihr Herz! — ihr Gatte war ein gemeiner Verbrecher. Sie weinte, betete und weinte wieder, und ihr Jammer war grenzenlos. Und

all' das Elend, das über diese beiden Familien gekommen, war des Grafen Werk, war die schreckliche Folge seiner unbeherrschten Leidenschaft. Aber unter Allen, die er so unglücklich machte, war er selbst der Unglücklichste.

Kaum hatte er die schreckliche Rache geübt, so fühlte er die furchtbare Geißel des erwachten Gewissens, und die Furcht vor Gottes Strafgericht fiel zentnerschwer auf sein schuldbewußtes Herz. Wie Kain, nach dem verübten Brudermorde, mit Schuld und Fluch beladen, in die schauerlichen Wälder floh, so flüchtete sich der Graf mit seinen Reisigen hinter die festen Mauern seiner Burg. Aber so wenig, als Kain in den Wäldern und Einöden, fand auch er auf seiner festen Burg die verlorne Ruhe wieder. Drei Tage lang ließ er sich vor seiner unglücklichen Gattin nicht mehr sehen; denn wie hätte er den Anblick, seiner engelreinen Adeline, die er so schändlich hintergangen und in ein so großes Elend gestürzt hatte, nur noch ertragen können?! Selbst das gute Kind, das vormals seine Freude, sein Stolz war, konnte und wollte er in diesen ersten qualvollen Tagen nicht mehr sehen. Aber Adeline, die in ihrem Jammer immer noch hoffte, suchte ihn mit dem Kinde selbst auf. Ach, es war eine rührende Scene, als Gattin und Kind vor dem Grafen auf den Knieen lagen, und unter Thränen ihn baten, daß er sich doch bekehren, und wenn es noch möglich sei, die Unschuldigen vom Tode zu retten versuchen möchte! Aber in dem Augenblicke, wo die Gnade Gottes seinem Herzen die Reue und Bekehrung so nahe gelegt hatte, war der böse Geist in ihn gefahren, der sein Herz der Gnade verschloß, und ihn für immer von Gott, von der Gattin und dem Kinde trennen zu wollen schien. „Steht auf und verlasset mich!“ rief der Graf mit einer Stimme,

welche die Unglücklichen noch nie aus seinem Munde vernommen. „Adeline! sprich mir nicht mehr von Bekehrung; denn so etwas kann ich nicht ertragen, und am wenigsten von dir. Verlange von mir auch nie eine Rechenschaft über das, was ich als Ritter gethan, und damit du für die Erlach'schen keine eitle Hoffnung nährst, so wisse, daß sie, wie sie es an mir verdient haben, unter dem Schutte ihrer Burg begraben sind."

Bei diesen Worten, welche der Graf mit einem gewissen Hohne gesprochen, fiel die gute Gräfin neben dem weinenden Kinde mit dem Ausruf des Entsetzens in eine Ohnmacht. Der Graf, den schon ein böser Geist beherrschte, ließ ungerührt Gattin und Kind in ihr Gemach bringen, und er schloß sich selbst in sein eigenes Gemach ein. Er lief darin stürmisch auf und ab, kämpfte mit den Waffen der Beschönigung und des falschen Ehrgefühls gegen die bessere Stimme seines Herzens, und versuchte das erwachte Gewissen niederzuschlagen und zum Schweigen zu bringen. „Wie!" sprach die falsche Scham aus ihm, „soll man je von mir sagen müssen: der Graf von Bubenberg ist gefallen, hat sich aber, von den Bitten und Thränen seiner Gattin und seines Kindes gerührt, wieder bekehrt? Wie! ich der mächtigste und angesehenste Graf in der Schweiz, mich bekehren, wie ein gemeiner Verbrecher? Ich soll vor meiner Dienerschaft und vor dem Geringsten meiner Knappen als ein Büßer einhergehen, damit sie heimlich meiner spotten, und unter sich sagen: unser Graf hat allen ritterlichen Muth verloren, und ist ein feiger und charakterloser Mensch geworden? — Nein, dahin darf's nicht kommen! Was ich gethan, mag wohl vor der Welt, die nicht weiß, was Rotterehre ist, als eine verbrecherische That erscheinen; aber Jene, die mich kennen,

werden mich nicht verdammen. Konnte ich als so tief gekränkter, als so weit zurückgesetzter Mann von Ruhm und Ehre wohl anders handeln? — Wenn ich mein weiches Herz frage, so sagt dies zwar „ja;" wenn ich aber auf den Ruhm und das öffentliche Ansehen hinblicke, das schon Jahrhunderte die Grafen von Bubenberg zur Zierde des Schweizeradels erhob, so spricht eine andere Stimme „nein!" — Und auch ich sage: nein! so, und nicht anders konnte und mußte ich handeln."

So sprach der verblendete Graf bei sich, und hatte das niedergekämpfte Gewissen auf einige Zeit zum Schweigen gebracht. Und so war der Mann, der vor kurzem noch im Rufe des besten Gatten und Vaters, des mildesten Gebieters und des biedersten Ritters stand, durch seine Verblendung die Geißel der Familie und der Schrecken aller Untergebenen geworden. Denn da er einmal mit sich selbst entzweit war, und sein böses Gewissen ihn oft überwältigte, so war er die meiste Zeit verstimmt, mürrisch, daß er, wie ein Poltergeist, die Bewohner seiner Burg bei Tag und Nacht in Furcht und Schrecken setzte. Wer litt mehr dabei, als die gute Adeline?

Nach einiger Zeit wollte Graf von Bubenberg den Rittern und Grafen der ganzen Umgegend ein großes Fest geben, um sich theils zu zerstreuen, theils auch zu erfahren, was diese von der Zerstörung der Burg Erlach halten. Er hatte schon allerlei Scheingründe einstudirt, um die Gewissenhaften zu beruhigen und für sich zu gewinnen. Auch sollte diesmal das Fest sehr glänzend werden, um die Gäste durch Glanz zu blenden, und mit köstlichen Speisen und Weine den Band der alten Freundschaft, wofür er heimlich zitterte, zu befestigen. Ein Knappe mußte zu Pferde die höflich lautenden Einladskarten an die vorneh-

men Gäste besorgen, und auf der Burg waren hundert Hände mit der Vorbereitung zu einem prachtvollen Gastmahle und zu festlichen Spielen beschäftigt. Der bestimmte Tag war da und Alles zum Feste bereit. Unter dem Burgthore stand eine Wache in glänzender Rüstung, welche bei der Ankunft eines jeden der vornehmen Gäste ein Zeichen geben mußte, damit der Graf denselben schon im Burghofe geziemend empfangen könnte. Aber es war bereits Mittag geworden, und die Wache hatte noch nicht ein einziges Zeichen gegeben; denn es wollte kein Gast auf der Burg erscheinen. Des Grafen Unwillen mehrte sich von Minute zu Minute. Auf der Thurmuhr schlug es schon zwei Uhr Nachmittags, und es war noch nicht ein einziger Gast erschienen. Jetzt, wo kein Gast mehr zu hoffen war, brach des Grafen Unwillen, den er bisher mit Mühe zurückgehalten hatte, wie ein heftiger Sturm los. Er stürmte mit Wuth in den großen Speisesal, wo die Tafel schon prachtvoll gedeckt war. Da wüthete er, wie ein Unsinniger, und zertrümmerte Alles, was ihm unter die Hände und Füße kam. Jedermann zitterte bei diesem furchtbaren Sturm, und wem das Leben lieb war, hütete sich wohl, dem rasenden Grafen in den Weg zu kommen. Als er mit Toben und Rasen müde war, und der Sturm in seinem Innern sich allmählig legte, so begann er erst etwas ernsthafter über die Sache nachzudenken. Er lief in den langen Bogengängen der Burg etwas ruhiger hin und her. Er war allein; denn Alles vermied seine Nähe. „So ist denn eingetroffen," sprach er halblaut bei sich, „was ich heimlich im Herzen befürchtete, aber nicht daran glauben wollte, weil nur der leiseste Gedanke daran mich schon empören konnte. So sind denn alle meine Freunde von mir abgefallen, kein einziger er-

schien, auch nicht einer blieb mir treu! das ist zum Rasendwerden! Vor wenigen Tagen zählte ich unter den biedersten Rittern und Grafen über hundert Freunde, und jetzt — nein, ich kann das furchtbare Wort fast nicht aussprechen — und jetzt auch nicht mehr Einen! Und wäre nur das allein, daß ich hundert Freunde in einem Tage verloren, so wollte ich es noch verschmerzen; denn ich werde auch ohne sie leben und Graf von Bubenberg bleiben können. Aber was mich auf's Aeußerste empört, ist die Gewißheit, daß mir aus so viel mächtigen Freunden ebensoviel mächtige Feinde geworden sind. Ja sie haben mich gerichtet und als einen Geächteten aus ihrem Bunde ausgeschlossen. Sie werden unter sich ein Heer ausrüsten, vor meine Burg ziehen, und sie mit Sturm einnehmen und in Asche legen, um mich und den letzten Sprossen der Grafen von Bubenberg zu vertilgen. Aber bevor ihnen dieser Streich gelingt, so werde ich ihnen durch die That beweisen, daß Bubenberg zu kämpfen und zu sterben wisse. Ja, sie sollen mich furchtlos finden und, wie ein Löwe, kämpfen sehen."

Nach diesen Worten ging er vor einem Gemache vorüber, worin Viele seiner Knappen versammelt und in einem lebhaften Gespräche begriffen waren. Da er seit kurzer Zeit gegen Jedermann mißtrauisch geworden war, so erlaubte er sich etwas, dessen er sich früher geschämt haben würde. Er spielte nämlich den Horcher an der Wand. Er hielt das Ohr an die Bretterwand, die ihn von den Knappen schied.

Erster Knappe. Die Ritter haben unserm Herrn einen fatalen Streich gespielt, daß auch nicht Einer beim Fest erschienen ist. Diese Verachtung muß für sein stol-

zes Herz ein harter Schlag gewesen sein. Wenn's so fortgeht, wird unser Herr am End' noch wahnsinnig.

Zweiter Knappe. Ich glaub', er ist es schon; denn nur ein Wahnsinniger kann so toben und rasen, wie er heute gethan. Mich dauert die arme gute Gräfin, sie ist an Allem so schuldlos, wie ihr unschuldiges Kind, und muß jetzt das Meiste leiden. Wenn unsere engelgute Gebieterin nicht gewesen wäre, so hätten wir den ganzen Tag Hunger und Durst leiden und mit dem leeren Magen zu Bette gehen müssen. Seht, Kameraden! dies liebreiche und unverdiente Benehmen der guten Gräfin geht mir so zu Herzen, daß es mich reut, bei der Zerstörung der Burg Erlach mitgeholfen zu haben. Denn diese verruchte That hat alles Unheil über die arme Gräfin und über die ganze Grafschaft gebracht.

Dritter Knappe. Dieser Meinung bin ich auch. Hätte ich es vorher gewußt was der Graf im Sinne hatte, ich wäre ihm, so wahr ich lebe, nicht vor die Burg Erlach gefolgt. Aber als wir einmal dort waren, was konnten wir anders thun, als gehorchen? Wenn's nur auch eine offene Fehde gewesen wäre, wie sie unter biedern Rittern Brauch und Sitte ist, so wollte ich nichts dagegen sagen. Aber eine unbewachte Burg heimlich und in der Nacht überfallen, das heißt fürwahr nicht ritterlich handeln. Diesmal, Kameraden! hat uns der Graf schändlich hintergangen, und wir mußten, wie gemeine Räuber, seiner niederträchtigen Rache dienen.

Vierter Knappe. Ihr habt wohl recht, Freunde! wie ihr, denke auch ich jetzt, und so denken fast alle Uebrigen; was aber soll das nützen? Hätten wir so gedacht und gesprochen vor der That, dann wär's besser gewesen. Aber gestehet es nur, wie ich es selbst auch

offen gestehe, wir sind an der Sache nicht so ganz unschuldig, wie wir scheinen möchten. Nicht wahr? die Lüsternheit nach Beute, nach Belohnung und ehrenvoller Auszeichnung hat uns Alle verblendet, so daß auch nicht ein Einziger aus uns dem Grafen widersprach und ihm eine versöhnliche Vorstellung machte. Hätten wir das gethan, so hätte sich vielleicht der Graf noch besonnen, und das Schreckliche, das wir jetzt zu spät bereuen, wäre nicht geschehen. Aber erst jetzt, da wir an Beute leer ausgingen, und der Graf statt der Belohnung und Auszeichnung uns seine üble Laune und Verstimmung hart fühlen läßt; ja jetzt erst überlegen und räsoniren wir hintendrein, was wir füglicher vor der That hätten thun sollen.

Mehrere Knappen zugleich. So, wie uns, mag es auch un'erm Grafen ergehen.

Im Herzen des Horchers an der Wand sagte eine unwiderstehliche Stimme „ja" dazu. Der Graf entfernte sich; denn er hatte genug, ja mehr gehört, als ihm in seiner peinlichen Lage lieb sein mochte. Aber was wollte er dagegen einwenden? Er hatte Wahrheit gehört, die seinem stolzen Herzen zwar sehr wehe thun, und ihm zuwider sein mußte; aber er war doch genöthigt, bei sich selbst zu sagen: „ich habe Wahrheit gehört, und meine Knappen haben recht."

Was gegenwärtig in des Grafen Seele vorging, ist nicht zu schildern. Die Reue trat, als ein rettender Engel, nochmals vor seine Seele, und sprach mit mächtiger Stimme das Wort „Bekehrung." Aber der böse Engel — nämlich der stolze Wahn und die falsche Scham, stand dem guten Engel zur Seite. Und ach! nach langem Kampfe bot der verblendete Graf dem bösen Engel die Hand, und räumte ihm auf's Neue wieder die Herrschaft

in seinem Herzen ein. Nun aber, da der Verblendete der Gnade Gottes widerspenstig das Herz verschloß, nahm ihn die göttliche Vorsehung, die beste Erzieherin der Menschen, in ihre noch strengere Zucht.

„Ei, schäme dich, Bubenberg!" sprach hierauf der Graf zu sich selbst, „daß du dich nur einen Augenblick an das Geschwätz deiner Knappen kehren konntest, deren Treue du dir mit einem einzigen Trinkgelage und etlichen Silberstücken erkaufen kannst. Sie sind parteiisch, wie die Ritter alle, die dich verlassen haben, der Neid spricht aus ihnen. Aber doch muß ich vorsichtig sein, um keinen meiner Knappen mehr zu beleidigen; denn ich bedarf ihrer Arme zum Kampfe, den ich jeden Tag zu befürchten habe. Aber schwach und feig sollen sie mich nie wieder sehen. Nur über Eines möchte ich noch Gewißheit haben; nämlich darüber, wie meine Unterthanen über meine Rachethat urtheilen, und ob sie mir noch so treu, wie zuvor ergeben sind. Denn es wäre doch arg, wenn auch diese dem Urtheile der Ritter und Knappen beistimmten und geneigt wären, auf die Seite meiner Feinde zu treten. Ei, Possen! das hast du von deinen treuen Unterthanen, denen du stets ein milder Herr gewesen, und es ihnen auch noch fernerhin bleiben wirst, nicht zu befürchten. Was geht sie die fatale Geschichte an, um dererwillen die Ritter mich zu verdammen scheinen!? Nein, sie werden sich wenig um einen Ritter bekümmern, durch dessen Tod sie so wenig verloren, als sie durch sein Leben gewonnen haben. Wegen eines Mannes, der ihnen nicht den mindesten Vortheil verschaffte, werden sie nicht über ihre Herrschaft erbittert sein, die von jeher für ihr Wohl so sehr besorgt war."

So sprach der Graf, war aber dennoch in seinem

Innern nicht so beruhigt, als er es sich selbst durch alle möglichen Scheingründe glauben machen wollte. Er beschloß daher, in Verkleidung seine kleine Grafschaft zu Fuße zu bereisen, um auf diese Weise als Unbekannter die Gesinnungen seiner Unterthanen zu erforschen.

Eines Tages, es war gerade zur Erntezeit, verließ er in einem Pilgergewande insgeheim die Burg. Ein falscher schneeweißer Bart floß ihm bis auf die Brust herab, der ihm bei seiner finstern und ernsten Miene das Aussehen eines Greisen gab. Wer ihn sah, hielt ihn für einen alten Pilger, und war so unkennbar gemacht, daß er auf seiner eigenen Burg nicht wieder erkannt worden wäre. Nur die Stimme hätte ihn noch verrathen können. Aber er bemühte sich, dieselbe wie möglich zu verändern. So wanderte er an seinem Pilgerstabe langsam die Straße dahin. Es begegneten ihm bekannte und unbekannte Leute, die ihn freundlich grüßten, er grüßte sie wieder und ließ sie vorüberziehen, ohne Jemanden anzusprechen. Denn so oft er es thun wollte, hielt ihn ein sonderbares Gefühl, eine gewisse Scheu, allemal wieder davon ab.

Endlich kam er zu einem Aehrenfelde, worauf mehrere Leute mit Garbenmachen beschäftigt waren. Ein älterer Mann, der Besitzer des nächsten Hofes, ordnete Alles an, und lief gerade der Straße zu, auf welcher der Pilger in diesem Augenblicke vorüber wandeln wollte. Sie begrüßten sich gegenseitig recht freundlich, und sogleich entstand unter ihnen folgendes Gespräch:

Pilger. Wie es scheint, lieber Freund, hat euch der Herr wieder reichlich gesegnet.

Bauer. Ja, Gott sei Dank!

Pilger. Das werden wohl die Zehentgarben sein,

die Ihr da habt liegen lassen, und die, wie es mir scheint, ja größer sind, als die übrigen?

Bauer. Ja, guter Pilger, diesmal habe ich aus guten Gründen die Zehntgarben größer gemacht, als die meinigen. So, wie ich, thun laut Verabredung auch alle übrigen Bauern in unserm herrschaftlichen Bezirke.

Pilger. Verzeiht meiner Neugierde! was habt Ihr denn für Gründe?

Bauer. Um Euch diese begreiflich zu machen, müßte ich Euch zuvörderst eine schreckliche Geschichte erzählen, an die wir Landleute nur mit Schauder und Schmerz denken können. Ich erzähle sie nicht gerne; denn sie gereicht unserer Grundherrschaft zur schmählichsten Schande. Und ich darf Euch sagen, guter Pilger, daß noch selten eine Herrschaft von ihren Untergebenen so verehrt und geliebt worden war, wie die unsrige.

Pilger. Und wird sie denn jetzt von ihren Untergebenen nicht mehr verehrt und geliebt? fragte dieser mit zunehmender Neugierde.

Bauer. „Ach, guter Pilger! Ihr fragt mich über Dinge, die zu beweinen und zu beklagen sind. Doch da Ihr, wie es scheint, ein Fremdling seid, so will ich Eure Neugierde befriedigen, und Euch von Dingen erzählen, die nie, ewig nie hätten geschehen sollen. Seht Ihr dort auf dem Hügel die feste Burg? Dort hauset die gräfliche Herrschaft von Bubenberg, derer Unterthanen wird sind. O, vor wenigen Monaten waren wir noch die glücklichsten Menschen, weil wir die beste Herrschaft hatten. Aber da fuhr mit einemmale ein böser Geist in unsern gnädigen Herrn, und er verübte an seinem besten Freunde aus niedriger Rache, wie man sagt, ein Verbrechen, das für die gräfliche Familie ein ewiger Schandfleck sein wird, und

das noch großes Unheil über die ganze Grafschaft bringen kann." Nun erzählte er dem Pilger die uns bekannte schauerliche Geschichte von der Zerstörung der Burg Erlach, und endete mit der Frage: „was sagt Ihr, guter Pilger, zu dieser schauerlichen Geschichte?"

Pilger. „Was soll ich sagen? — Wenn Ritter von Erlach ganz unschuldig war, so hat der Graf von Bubenberg schändlich an ihm gehandelt. Aber konnte der Ritter nicht auch schuldig sein, und des Grafen Rache verdient haben? Der Graf, den Ihr selbst gelobt und früher hochverehrt habt, hätte an dem Ritter gewiß keine Rache genommen, wenn er nicht einen wichtigen Grund dazu gehabt hätte."

Bauer. „Aus Euren Worter, guter Pilger, merke ich schon, daß Ihr den von jeher üblichen Brauch nicht kennen müsset, der zwischen den Rittern zum heiligen Gesetze geworden ist. Und dieser besteht darin: wenn nämlich zwischen zwei Rittern ein wichtiger Streit entstanden ist, so wird dieser, wenn sie die Versöhnung nicht vorziehen, durch eine offene Fehde geschlichtet, die gegenseitig einige Zeit vorher angekündigt wird, damit sich ein jeder Theil zur bevorstehenden Fehde vorbereiten, und im nöthigen Falle befreundete Ritter zu Hilfe rufen kann. Seht, lieber Pilger, so ist es bei den biedern Rittern Brauch und Sitte; so ehrlich aber hat unser Graf nicht gehandelt. Er hat — ach, es schmerzt mich, daß ich es sagen muß — er hat den guten Ritter von Erlach heimlich und in der schauerlichen Stunde der Mitternacht überfallen, wie es Räuber und Mörder zu thun pflegen. Sei nun der Grund seiner Rache, den wir nicht kennen, welcher er wolle, so hat er in jedem Falle eines Ritters unwürdig, ja schändlich gehandelt. Darüber herrscht im

ganzen Bernerlande nur eine Stimme, und alle übrigen Ritter sollen darüber äußerst empört sein. Sagt nun selbst, lieber Pilger, ob unser Herr Graf noch im mindesten zu entschuldigen sei?"

Der Pilger murmelte unverständliche Worte in den langen Bart hinein, sein Herz pochte ungestüm, seine Lippen zuckten krampfhaft, seine Augen waren auf den Boden geheftet, und er war im Begriff weiter zu reisen.

Der Bauer aber, der unter dem Pilgergewande weder den Grafen vermuthen, noch ahnen konnte, was in diesem Augenblicke in dessen Herz vorgegangen, rief dem Pilger der sich entfernen wollte, freundlich zu: „guter Freund! wartet noch einen Augenblick, bis ich Euch auch die Hauptfrage mit den Zehntgarben beantwortet habe."

Der Pilger beherrschte sich, und blieb.

Bauer. „Es geht allgemein die Sage, daß die Freunde des unglücklichen Ritters von Erlach dem Grafen von Bubenberg Fehde ankünden und ihn für seinen verübten Frevel züchtigen werden. Wenn dies geschieht, ach! dann darf die Lage unserer gnädigen Herrschaft mißlich werden. Denn müssen wir auch die schändliche That des Grafen verabscheuen, so bedauern wir ihn doch sehr; insbesondere aber seine schuldlose Gattin und sein unschuldiges Kind. Ach, diese guten Seelen, die wir Alle von Herzen lieben, werden mit dem Grafen büßen müssen, was sie nicht verschuldet haben. Weil aber die Burg Bubenberg sehr fest und nicht so leicht einzunehmen ist, so dürfte ihr eine lange Belagerung bevorstehen. Wir haben daher vor einigen Tagen eine Versammlung gehalten und unter uns beschlossen, daß jeder, was er an Eier und Butter entbehren kann, aus Liebe und Dankbarkeit auf die Burg bringen, und bei der bevorstehenden Ernte nicht nur

größere, sondern auch mehrere Garben über die Schuldigkeit auf seinen Aeckern liegen lassen wolle. So dachten wir den Speisevorrath unserer guten gnädigen Herrschaft zu mehren, damit sie eher im Stande sein sollte, eine lange Belagerung auszuhalten. Uebrigens aber wünscht Jedermann von Herzen eine Aussöhnung zwischen den beleidigten Rittern und unserm Herrn Grafen. Aber dieser soll, wie man hört, in einem so schrecklichen Gemüthszustande sein, daß für ihn, so lange er darin verharrt, keine Aussöhnung zu hoffen sein wird. Ach, daß doch der liebe Gott ihm den Verstand erleuchten, das Herz erweichen, ihn ganz bekehren und ihm seine Sünden vergeben möchte! Nun, guter Pilger! wißt Ihr Alles. Ihr wollet weiter reisen, geleite Euch der liebe Gott!"

Des Pilgers Reise war nun aber zu Ende; denn er wußte ja Alles, noch mehr, als er wissen wollte. Der redliche Bauer hatte ihm durch göttliche Fügung die Augen geöffnet, den stolzen Sinn gebrochen und das Herz erweicht. Da war ihm wieder sein guter Engel zur Seite, diesmal widerstrebte er ihm nicht, sondern bot ihm die Hand. Reue zerknirschte sein Herz, und mit einer Thräne im Auge, sprach er selbst das Wort „Bekehrung" aus.

„Großer, barmherziger Gott!" rief er zerknirschten Herzens aus, „so bin ich denn wirklich ein so großer Verbrecher, daß nur aufrichtige Bekehrung meine Seele vom Verderben retten kann?! — Vor aller Welt gelte ich für einen Räuber und Mörder, und man flucht mir nicht, bedauert mich noch, überhäuft mich mit Wohlthaten und betet für mich! Und ich, Elender! wollte mich selbst betrügen und mir glauben machen, als hätte ich nicht so groß gefehlt. So weit hat mich mein Hochmuth geführt. Ach, in welches Elend hat mich mein Hochmuth, mein

falsches Ehrgefühl gestürzt! Und hab ich mich denn allein elend und unglücklich gemacht? — Ja, rede nur Gewissen, du gewaltiger und unbestechlicher Richter in meiner Brust, rede nur! ich habe dich vergebens zu unterdrücken gesucht, und nenne mich Räuber und Mörder; denn ich bin es. Quäle, peinige und verdamme mich; denn ich verdiene es. — Verdammen! — o, schreckliches Wort! mich verdammen?" Während dieses Selbstgesprächs war er in ein Wäldchen gekommen und den Augen der Menschen verborgen. Da sank er, im Gemüth mächtig ergriffen, auf die Kniee nieder, und flehte seit einigen unseligen Monaten zum erstenmale wieder zu seinem Gott und Herrn. Sein Gebet war kurz, aber der Ausguß eines reumüthigen und zerknirschten Herzens. Gott, der Allbarmherzige, der sein Herz zur Reue und Buße leitete, bewahrte es auch vor Verzweiflung, und gab ihm die trostvolle Hoffnung auf Verzeihung wieder. Der Graf erkannte mit Rührung und Dank die gnadenvolle Wirkung in seiner Brust, und rief unter Bußthränen aus: „wenn mir Gott, der Allbarmherzige, verzeiht, so werden mir auch Jene verzeihen, die ich schuldlos gemordet, wie auch Jene, die ich mit mir in's Elend gestürzt habe?! —

Hierauf kehrte der Graf, als ein wahrhaft büßender Pilger, auf einem andern Wege auf seine Burg zurück. Er ging wieder durch dasselbe Hinterpförtchen des Gartens ein, durch welches er ausgegangen war. Aber in demselben Augenblicke, als er von Außen aufschließen wollte, ward es von Innen aufgeschlossen. Das Pförtchen öffnete sich, und — Adeline, seine Gattin, stand erschrocken vor ihm. Da sie allein und unbemerkt waren, fiel der Graf seiner Gattin zu Füßen, und rief in einem rührenden Tone aus: „Adeline, theure Gattin! kannst du mir verzeihen?"

Adeline konnte sich kaum fassen, da sie zu ihren Füßen einen Pilger liegen sah, dessen Aussehen ihr fremd, dessen Stimme aber ihr bekannt erschien. „Was soll das?" fragte sie mit Furcht und Erstaunen. Plötzlich aber warf der Graf die Maske von sich, und Adeline erblickte zu ihren Füßen den Gatten, der vor wenigen Tagen sie unbarmherzig von sich stieß. „Adeline! sprich das Wort „Verzeihung" und ich falle als ein Bekehrter in deine Arme," versetzte der Graf mit einer Thräne im Auge. Und in dem Augenblicke lagen sich Gatte und Gattin in den Armen. Adeline, die noch nicht Alles begreifen konnte, weinte aus Rührung und Freude. Und wie dankte sie Gott, dem Allbarmherzigen, als sie sogleich aus dem Munde ihres Gatten vernahm, was an diesem Tage Wunderbares geschehen war! —

Neuntes Kapitel.

Das Kloster.

Eines Tages verließ der fromme Pater Anselm mit Erlaubniß seines Obern seine stille Zelle, um, wie er oft zu thun pflegte, die Kranken zu besuchen, die ihn mit besonderm Zutrauen zu ihrem Beichtvater gewählt hatten. Denn er stand im öffentlichen Rufe großer Frömmigkeit, und allgemein hieß es: „so wie der fromme Pater Anselm versteht es keiner, den Kranken, wie den Gesunden an's Herz zu sprechen, sie zu rühren, zu trösten und zu beruhigen." Wo in der nähern und ferneren Umgebung des Klosters ein Kranker war, ließ man den Pater Anselm rufen, und so kam es, daß dieser gottselige Priester manchmal einen ganzen Tag dazu brauchte, um alle seine Kranken zu besuchen, sie mit dem Brode des

ewigen Lebens zu nähren, und mit der Lehre des Heils zu trösten und aufzurichten.

So eben hatte nun Pater Anselm sein mühevolles, aber segenreiches Tagewerk mit heiliger Freude wieder vollendet. Sechs Kranke hatte er diesen Tag besucht und zehn Stunden zn diesem Liebeswerk gebraucht. Aber eine ganz eigene Freude, welche die Welt nicht kennt, lohnte sein edles Herz dafür. Denn die Thränen, die er heute fließen sah, waren ihm eben so viele Zeugen, wie wunderbar das göttliche Christenthum und die Heilsanstalt der Kirche auf das Herz des Sünders wirken, ihn zu Gott und zur Tugend bekehren, und die Bekehrten trösten, stärken und aufrichten könne. Sein Herz war daher voll Dank gegen Gott und voll heiliger Freude. Er war auf dem Heimwege, weilte aber im Geiste immer noch bald bei diesem, bald bei jenem seiner geliebten Beichtkinder. Plötzlich aber stieß er mit dem Fuße an einen Gegenstand, der quer über dem Fußpfade lag, den er gehen mußte. Dies schreckte ihn aus den Gedanken auf, in welche er vertieft war. Er bückte sich nieder, um, weil es schon dunkel war, genauer zu erforschen, was es wäre. Er erschrack. Was sah er denn, was den frommen Mann erschrecken konnte? — Ach, es war ein erfrorner Knabe, der vor ihm gleichsam in einem Schneebette lag!

„Großer Gott! ein erfrorenes Kind,“ rief Pater Anselm aus, hob es von der Erde auf, und untersuchte dessen Leib, ob etwa noch Leben darin wäre. Aber er war eiskalt, und dessen Glieder erstarrt. „Ach, armes Kind! — o, unglückliche Eltern! denen es gehört,“ sprach Pater Anselm mit einer mitleidsvollen Thräne im Auge. „Doch ist noch nicht alle Hoffnung verloren,“ versetzte er gleich darauf. „Dies wäre nicht der erste Erfrorene, den Pater

Joachim wieder in's Leben brächte. Wenn ich doch nur schon mit dem armen Knaben im Kloster wäre!"

Hierauf nahm der edle Mann das erfrorene Kind auf seine noch kräftigen Arme, und eilte mit seiner Bürde so schnellen Schrittes dem ersehnten Kloster zu, daß ihm der kalte Schweiß auf der Stirne stand, als er vor dessen Pforte angekommen war. Der Pförtner erschrack, als er in Anselms Armen den todten Knaben erblickte. Aber auf Anselms Bitte holte jener eilends den Pater Joachim herbei. Dieser kam sogleich, und besichtigte das erfrorene Kind.

„Ist noch Hoffnung vorhanden?" fragte Pater Anselm mit pochendem Herzen; „ich gebe sie wenigstens noch nicht auf," versetzte der menschenfreundliche Joachim, der in der Heilkunst viel Geschicklichkeit besaß, und während seines Klosterlebens schon zehn erfrorene Menschen dem Tode entrissen hatte.

Pater Joachim ließ den erfrornen Knaben sogleich in ein ungeheiztes Zimmer bringen, und einen ziemlich großen Vorrath Schnee herbeiholen, womit er mit geübter Behendigkeit des Knaben Körper vom Kopf bis zum Fuße rieb. Indem Pater Anselm sein Geschäft übernahm, bereitete er aus lauem Wasser, das er mit einer Hand voll Salz und zwei Löffeln Leinöl vermischte, Klistiere, die er dann dem Erfrorenen setzte. Aber bis jetzt hatte noch kein Mittel gefruchtet, und auch dann noch, nachdem man ihm zu wiederholtenmalen Luft eingeblasen, gab der Knabe keine Lebenszeichen von sich. Jetzt öffnete ihm der unverdrossene Arzt eine Ader, es floß Blut.

„Es ist Hoffnung!" rief er freudig aus, „nur mit dem Reiben noch fleißig fortgefahren!" Pater Anselm rieb unermüdet fort, und flehte im Stillen vertrauungsvoll

zu Gott, dem Herrn über Leben und Tod, daß er ihr Werk gelingen, und das arme Kind zur Freude seiner Eltern wieder in's Leben zurückkehren lassen möge. Plötzlich rief er mit Entzücken aus: „gottlob! — er athmet — er lebt!" —

Pater Joachim, der über das Gelingen nicht minder erfreut war, brachte den Knaben in ein nicht ganz kaltes Bett, rieb dessen Glieder mit trockenen Tüchern, und ließ indessen einen Hollunderblüthen-Thee bereiten, wovon er dem Knaben etwas einzubringen versuchte. Es gelang ihm. Hierauf deckte er ihn mit erwärmten Tüchern zu, und ließ das Zimmer heizen, doch nur so, daß es, wie man zu sagen pflegt, etwas überschlagen war.

Zur Freude der Umstehenden erholte sich der Knabe immer mehr und mehr, und schlug endlich die Augen auf. Man gab ihm wieder warmen Thee zu trinken, und vertauschte die Tücher mit einer leichten Bettdecke. So wurde der Knabe von Innen und Außen allmählig wieder so erwärmt, daß er die Hände und Füße wieder bewegen konnte.

Nun war auch der Pater Prior, der würdige Vorsteher des Klosters herbeigekommen, um den Knaben zu sehen, den seine edelmüthigen Brüder vom Tode gerettet hatten. Er freute sich gar innig über das Gelingen der edlen That, welcher er nach Verdienst das Lob sprach. Auch wir stimmen in dies Lob mit ein, preisen aber vor Allem den lieben Gott, der dem Liebeswerk der frommen Väter das Gelingen gab, und freuen uns von Herzen, daß wir in diesem Knaben unsern theuren Kuno wieder gefunden haben.

Ja dieser Knabe ist Kuno, den wir bangen Herzens dem Schutze seines Engels empfohlen haben, als wir die

Alp verließen, um uns auf die Burg Bubenberg zu begeben. O, wenn nur Otto, des Knaben Vater, es schon wüßte, daß sein Kind nicht unter der Lawine begraben, nicht todt, sondern noch am Leben und in diesem Kloster zu finden sei! Er würde mit Entzücken herbeieilen, und den Rettern seines Kindes von Herzen danken. Ja er würde mit uns ausrufen: „gelobt und gepriesen sei der allgütige Gott, der dem Kinde in der Todesgefahr in der Person des Pater Anselms einen rettenden Engel gesendet hat.“ Aber ach! nun ist er schon weit von seinem Kinde entfernt, ahnet nichts von dem, was bisher geschehen, und verlebt trostlose und unglückliche Tage. Der liebe Gott wolle sein Tröster sein!

Da Kuno in guten Händen war, so machte seine Genesung schnelle Fortschritte. Wie staunte der gute Knabe, als er wieder zum Bewußtsein kam, sich in einem Bette sah, und neben sich einen ehrwürdigen Pater erblickte! Er blickte lange um sich her, besann sich über geschehene Dinge, die seinem Gedächtnisse entschwunden waren.

„Ach, Gott! wo bin ich denn?“ fragte er weinend. „Wo ist mein Vater, mein lieber Vater? — wo mein Großvater?“

Pater Joachim, des Knaben menschenfreundlicher Arzt, versuchte ihn freundlich und liebreich zu beruhigen. Er sagte ihm, daß er in einem Kloster sei, wo man gut für ihn sorge, bis er wieder ganz gesund sein werde, und man ihn zu seinem lieben Vater und Großvater heimbegleiten könne. Von der Todesgefahr, in welcher der Knabe geschwebt, wollte er für jetzt noch schweigen, um durch Aufregung des Gemüths seiner Gesundheit nicht zu schaden. Aber was der kluge Arzt aus Vorsicht verschwieg, daran erinnerte ihn plötzlich sein eigenes Gedächtniß. Alles, was vorgefallen, trat ihm wieder lebhaft vor die Seele.

„Ach, Gott! die Lawine, die schreckliche Lawine!“ schrie der Knabe, und that in seinem Bette so ängstlich, als wenn er entfliehen wollte. Pater Joachim, der für des Knaben Gesundheit zu befürchten begann, versuchte alles Mögliche, um ihn zu beruhigen. Aber es war ihm erst gelungen, als er ihm das Versprechen gab, daß er sogleich einen Boten an seinen Vater absenden wolle, damit dieser komme und ihn abhole.

Jetzt war Knno wieder ruhig, und diese Gemüthsruhe, wie die freudige Erwartung des geliebten Vaters, beförderte seine Genesung schneller. Es stellten sich keine Fieber mehr ein, und er konnte schon das Bett verlassen. Und so war der kleine Kuno nach wenigen Tagen wieder so gesund, wie zuvor. Auch erhielt er in der Umgebung so liebreicher Männer allmählig seine frühere Heiterkeit wieder, obwohl er kaum die Stunde erwarten konnte, in der sein theurer Vater kommen und ihn abholen würde. Denn das gute Kind ahnete nichts davon, daß sein Vater am nämlichen Tage und zugleich mit ihm die Alp verlassen habe, um wahrscheinlich nie wieder dahin zurückzukehren.

Obwohl die Auskunft, welche Kuno den frommen Vätern über seine Heimath gab, nicht ganz genügen konnte, so wollte doch ein günstiger Zufall, daß man diese ausmitteln konnte. Kuno hatte nämlich in Gegenwart eines Küchendieners vom Finsteraarhorn und vom Senn Jakob und noch andern Männern gesprochen, welche jener persönlich kannte.

„Nun weiß ich Kunos Heimath,“ rief dieser freudig aus, „und wenn ich auch seinen Vater nicht kenne, so kenne ich doch den Jakob, des Knaben Großvater. Wenn es mir erlaubt wird, so reise ich unverweilt dahin, bringe den guten Leuten die frohe Botschaft, daß ihr verlornes

Kind gefunden, daß es lebe, gesund und in unserm Kloster wohl aufgehoben sei."

Kuno warf sich dem demüthigen Diener unter Freudenthränen in die Arme, und sprach: „O, lieber, guter Mann, wie danke ich euch! ja gehet hin zu meinem lieben Vater, aber nehmet mich auch gleich mit!"

„Daß unser Joseph — so hieß der Diener — unverweilt dahin reisen wird, das kann ich dir lieber Kuno, für gewiß versprechen," erwiederte Pater Joachim; „aber das andere, daß du jetzt schon die beschwerliche Reise mit ihm machest, kann und darf um deiner Gesundheit willen nicht geschehen. Du würdest, da deine Gesundheit kaum hergestellt ist, unterwegs erkranken, oder wohl gar unterliegen. Und so würdest du ja deinen lieben Vater wieder auf's Neue in Kummer und Schmerz versetzen. Dies würde uns selbst auch schmerzen und sehr betrüben. Denn alsdann hätte ja Pater Anselm dich umsonst gerettet, und ich dich vergebens aus dem Scheintode wieder zum Leben erweckt. Sieh', lieber Kuno, wie gut wir es mit dir und den lieben Deinigen meinen! Du mußt dich also noch einige Zeit gedulden, und deine Freude wird alsdann um so größer sein."

Kuno sah seinen Fehler ein, und bat seine Wohlthäter um Verzeihung. Der gefällige Klosterdiener reisete schon den folgenden Tag mit Erlaubniß seines Obern ab, und Kuno gab ihm, mit der Bitte, in Gesellschaft seines Vaters recht bald wieder zurückzukehren, tausend herzliche Grüße mit. Und welche Freude und Ueberraschung für den guten Knaben! als schon am dritten Tage, wo er's noch nicht vermuthet hatte, ein kleines Fuhrwerk vor der Klosterpforte hielt, und ihn der alte Jakob unter Freudenthränen in seine Arme schloß. Kuno konnte diese freudige Ueberraschung nicht fassen; denn er war bisher in der

sichern Meinung gewesen, der liebe Jakob wäre todt und unter der furchtbaren Schrundlawine begraben. Aber aus der Umarmung des glücklichen Greisen wollte Kuno in die seines lieben Vaters eilen. Ach, wie schmerzte es ihn, da er ihn nirgends sah, sondern anstatt von den Armen des Vaters von denen Antons umfangen wurde! So innig er auch den guten Anton liebte, so traten ihm doch die bittern Thränen in die Augen, und er rief weinend aus: ach, wo ist denn mein Vater? — warum ist er nicht auch mit euch gekommen?" —

Jakob tröstete ihn, indem er ihm sagte, daß der liebe Vater verreist, und nicht mehr zu Hause gewesen sei, als aus diesem Kloster der erfreuliche Bote angekommen. Er erzählte ihm auch, in welcher Furcht und Angst sie bisher um seinetwillen gelebt und schon gezweifelt hätten, ob er todt, oder noch am Leben sei. Der Vater sei fast trostlos gewesen, aber seine Freude werde beim Wiedersehen um so größer sein. Hierbei suchte der Greis mit Mühe die Besorgniß zu bergen, ob Kuno's Vater wohl je wieder auf die Alp zurückkehren werde, weil er sein Kind ganz sicher für todt wähnt.

Im Kloster, das im wahren Sinne des Wortes eine Stätte der Gastfreundschaft und der Zuflucht der Armen und Unglücklichen war, wurden Jakob und Anton von den ehrwürdigen Vätern auf's Freundlichste empfangen. Insbesondere freuten sich die frommen Väter Anselm und Joachim, in Jakob den vermeinten Großvater des Knaben kennen zu lernen. Aber Jakob wollte die ehrwürdigen Männer auch nicht im kleinsten Irrthum lassen, und sagte ihnen, daß Kuno ihn zwar nie anders, als Großvater nenne, er es ihm aber in der Wirklichkeit nicht sei. Da die ehrwürdigen Väter nicht neugierig waren, und Ja-

kob es für unnöthig hielt, das anvertraute Geheimniß mitzutheilen, so blieb es hiermit bewendet. Er stattete alsdann den Lebensrettern des Knaben in dessen Vaters Namen den herzlichsten Dank ab. Kuno dankte ihnen selbst auch in den herzlichsten Worten, und nahm beim hochwürdigen Pater Prior und allen Vätern des Klosters, wie auch bei dem gefälligen und liebreichen Diener Joseph mit Dankesthränen rührenden Abschied. Unter der Klosterpforte rief der dankbare Knabe seinen Wohlthätern und Lebensrettern noch zu: „der liebe Gott vergelt' es euch, und auch mein Vater wird euch noch einmal dafür lohnen."

Erst jetzt, als sie schon unterwegs waren, fiel es Kuno ein, den Greisen zu fragen, wie er denn der nahen Todesgefahr, als die Lawine vom Berge herniederstürzte, entronnen sei?

„Derselbe allmächtige Gott, der dich beschützt hat, lieber Kuno, hat auch mich beschützt, und dem Tode entrissen, dessen Nähe ich zu ahnen wähnte. Als ich den Hügel erstieg, dich unten auf der Ebene zurückließ, um allein und ungestört in der Kirche zu beten, flehte ich unterwegs zu Gott, dem allmächtigen Lenker der menschlichen Schicksale, daß er die geahnte Gefahr gütigst von mir abwenden möge. Und in dem Augenblicke, als in meinem Innern eine Stimme rief: „dein Gebet ist erhört," stürzte nur wenige Schritte von mir entfernt die schreckliche Lawine mit donnerndem Krachen in die Tiefe hinab. Furcht und Schrecken hatten mir fast die Füße gelähmt. Zum Glück war ich schon fast oben auf dem Hügel gewesen. Ich kletterte auf den Händen und Füssen noch vollends hinauf. Meine Augen suchten die Kirche, um darin meinem lieben Gott für die Rettung zu danken. Aber ach, lieber Kuno, denke dir meinen Schmerz! —

es war nirgends mehr eine Kirche, die Schrundlawine hatte sie mit Grund und Boden mit sich hinunter in die Tiefe gerissen. Ich weinte vor Schmerz. „Ach, Gott!" rief ich aus, „wo wollen wir ferner unsern Gottesdienst feiern?" Da knieete ich auf der geweihten Erde nieder, wo vor wenigen Augenblicken unser Gotteshaus gestanden, und betete. Ich dachte in meinem Gebete auch deiner, lieber Kuno, und zitterte aus Angst für dich. Doch sagte mir eine Stimme in der Brust, daß du auch gerettet seiest. Und wahrlich! diese Stimme hat mich nicht getäuscht; denn ich habe meinen lieben Kuno wieder!" So erzählte der Greis, umarmte den Knaben, und drückte ihn zärtlich an seine Brust.

Zehntes Kapitel.

Freud' und Leid' zugleich.

Jakobs und Kunos glückliche Rettung hat unser Herz mit großer Freude erfüllt, und nun begeben wir uns in das freundliche Emmenthal, um in Konrads Hause Zeugen einer noch größern und wahrhaft rührenden Freude zu sein, die Gott, der Spender aller Freuden, der unglücklichen Mathilde schon bereitet hält. Als wir vor kurzer Zeit dort gewesen, hatte uns Mathildens Krankheit mit innigstem Mitleid und ängstlicher Besorgniß erfüllt, und wir waren damals in großer Versuchung zu befürchten, ob der glückliche Augenblick wohl je einmal erscheinen werde, wo die Unglücklichen, welche ein widriges Schicksal von einander trennte, einander wieder finden, wieder sehen sollten. Plötzlich aber ging uns wieder ein Stern der Hoffnung auf, und wir hoffen für die Getrennten wieder mehr, als zuvor.

Mathilde ist wirklich schwer krank und in großer Gefahr gewesen, aber der gütige Gott hatte die inbrünstigen Gebete, die hinauf bis zu seinem Thron gestiegen, erhört, und wir finden sie in dem frohen Kreise ihrer Wohlthäter, zu unserer herzlichen Freude, wieder vollkommen genesen. Wir erblicken auf ihrem noch etwas bleichen Angesichte wohl noch einige Spuren der überstandenen Krankheit, von denen aber bei dem wohlthätigen Einflusse ihrer so liebreichen Umgebung und der milden Frühlingsluft eine nach der andern verschwindet. Und mit der kommenden Freude, die in der Ferne ihrer schon wartet, wird die Rosenfarbe ihrer Wangen auch wieder erblühen.

In Konrads Hause finden wir wieder Alles froh und heiter. Der gute Theobald, der für seine theure Gebieterin in großer Angst geschwebt, wie auch die guten Kinder und deren Eltern, sind nun voll Dank und Freude. Wie während der Krankheit, so sind sie auch jetzt für Mathilde so liebreich besorgt, daß sie, von ihrer Liebe gerührt, oft zu ihnen spricht: „O, ihr guten Leute! ihr erweiset mir mehr Liebe und Wohlwollen, als ich um euch verdiene. Ihr suchet immer nur mich zu erfreuen, mir wohlzuthun, und ich habe auch gar keine Gelegenheit, euch etwas entgegen zu thun. Ich kann nichts thun, als für euch beten, daß der liebe Gott euch vergelten möge, was ihr mir schon Liebes und Gutes erwiesen, nnd mir täglich zu erweisen fortfahret; denn ich wäre doch nie im Stande, euch den kleinsten Theil eurer Liebesdienste nur in Etwas zu vergelten. Aber dankbar will ich euch sein, bis zum letzten Athemzuge meines Lebens, und auch drüben im bessern Leben werde ich fortfahren, für euch, als für meine Wohlthäter und Freunde auf Erden, zu beten."

So oft aber Mathilde von Dank und Vergeltung

sprach, dachten, oder erwiederten ihr die Freunde und Wohlthäter, daß sie ihre Vergeltung schon darin gefunden, daß der gute Gott ihr Gebet erhört, und ihnen die theure Base am Leben erhalten und wieder gesund gemacht habe. Und Theobald fügte für sich noch bei, daß die Vergeltung von Seite Gottes groß, sehr groß für ihn sein werde, wenn er ihm das Glück und die Freude gewähre, seine geliebte Herrschaft noch einmal in diesem Leben miteinander glücklich vereinigt zu sehen. Seine Hoffnung, daß Gott es noch einmal so fügen werde, war wirklich so groß, daß er Tag und Nacht von diesem Glücke träumte, und er die Stunde seiner zweiten Abreise mit Ungeduld erwartete.

„Gnädige Frau!" sprach er eines Tages zu Mathilde, als er allein bei ihr war, „Sie sind jetzt, gottlob! wieder so gut hergestellt, daß Sie meiner nicht mehr so nothwendig bedürfen. Ich bitte Sie, lassen Sie mich jetzt abreisen; denn so lange ich meine Reise, von der ich diesmal Alles hoffe, nicht beginnen kann, habe ich im Emmenthal keine Ruhe mehr. Denn oft ist es mir, als zöge mich etwas am Kleide fort, und wo ich steh' und geh', sind meine Gedanken auf der Reise. Ja fort hinaus ins Weite muß es gehen, oder ich werde vor Sehnsucht noch krank."

„Wenn es denn sein muß," versetzte Mathilde, „so will ich dich, lieber Theobald, nicht mehr länger zurückhalten. Aber wo willst du denn noch hinreisen, da du schon das ganze Bernerland fruchtlos durchwandert hast?'

„Auf die Alpen, gnädige Frau!" erwiederte Theobald, „ja auf die Alpen, und, wenn es sein muß, auf die Gletscher hinauf. Denn dorthin ziehen mich stets meine Gedanken, und dort, wohin ich auf meiner ersten Reise leider nicht gegangen bin, hoffe ich die Geliebten, nach denen Sie, liebe gnädige Frau, heimlich Tag und Nacht

seufzen, diesmal sicher zu finden. Ja diesmal täuscht mich meine Hoffnung nicht."

„Das gebe der liebe Gott!" sprach Mathilde mit einer Thräne im Auge. „So ziehe denn hin, lieber Theobald, und der liebe Gott leite deine Tritte, schütze dich vor Unglück, und lasse dich endlich meine Theuren finden, ohne die ich doch nie wieder recht froh und glücklich werden kann. Ich will zu Hause, in der Kirche, und wo ich immer bin, in Gedanken dich begleiten, und für dich und die lieben Meinigen beten. Ich habe diesmal selbst auch mehr Hoffnung als früher. Und seitdem du mir von den Alpen gesprochen, so ist es mir nicht anders zu Muthe, als müsse ich von dort her mein künftiges Glück und meine Freude erwarten."

„Ja, gnädige Frau!" entgegnete Theobald, „von dort her muß es kommen, und darum reise ich dahin, um Ihnen dies Glück zu bringen."

Schon am folgenden Tage reiste Theobald wieder unter dem nämlichen Vorwande ab, daß er seine gnädige Herrschaft besuchen wolle. Konrads Kinder, die ihren Vetter Theobald zärtlich liebten, schienen darüber ungehalten zu sein, und die kleine Anna sprach offen ihre Besorgniß aus. „Unser Herr Vetter wird so lange und so oft auf die Burg Erlach gehen, bis er endlich wieder dort bleibt, und gar nicht wieder zu uns kommt."

„Das wäre leicht möglich," erwiederte Theobald lächelnd. „Nein, nein, liebe Kinder!" fügte er sogleich ernstlich bei, „das dürfet ihr nicht befürchten. Ich komme in jedem Falle, und will's Gott, recht bald wieder zu euch zurück. Aber etwas dürfte geschehen, was für uns eine große Ehre und Freude wäre, daß nämlich die gnädige

Herrschaft mit mir hieher käme, um sich auf einige Zeit in unserm freundlichen Emmenthal zu erholen."

„Die gnädige Herrschaft zu uns kommen? so vornehme Leute uns besuchen?" fragten die Kinder mit Erstaunen, und sahen den Vetter mit großen Augen an, um seiner Miene abzumerken, ob er Spaß, oder Ernst mache.

„Ich spaße nicht, liebe Kinder," versetzte Theobald, „es ist mein voller Ernst. Und ihr dürfet keine Angst darauf haben; denn meine gnädige Herrschaft ist gegen Jedermann so freundlich und herablassend, und geht mit gemeinen Leuten so liebreich um, als wären sie Ihresgleichen. Und der junge Herr Kuno, der liebenswürdigste aller Knaben, die ich je kennen gelernt habe, wird sich euch so liebreich nahen und mit euch Kameradschaft machen, als wäret ihr mit ihm auf einer Ritterburg, oder er mit euch auf dem Lande erzogen worden."

„Wenn es so ist," riefen die Kinder einstimmig aus, so freuen wir uns von Herzen auf einen solchen Besuch."

Nach Theobalds Entfernung schloßen sich die Kinder wieder so innig an die theure Base an, daß sie ihre zärtliche Liebe, die in Theobalds Anwesenheit zwischen dem Vetter und der Base getheilt war, auf diese allein übertrugen. Sie suchten und benützten jede Gelegenheit, um dieselbe zu erfreuen. Die gute Base wußte die zärtliche Liebe der Kinder zu schätzen, und lohnte sie mit ihrer ebenso zärtlichen Gegenliebe. So innig sie die beiden guten Mädchen liebte, so wandte eine ganz eigene Empfindung ihr Herz doch ganz besonders dem kleinen Konrad zu. Dies geschah nicht, als wenn Konrad bräver und liebenswürdiger gewesen wäre, als seine Schwesterchen. Nein! alle drei Kinder waren gleich gut und liebenswürdig. Der Grund davon lag in Konrads glei-

chem Alter und gleicher Größe und in einer gewissen Aehnlichkeit mit dem kleinen Kuno. Denn so oft der kleine Konrad ihr auf dem Schooße saß, und sie ihn zärtlich an ihr Mutterherz drückte, so wähnte sie in diesem seligen Augenblicke, ihr eigenes geliebtes Kind, ihren theuren Kuno, mit Mutterliebe zu umfangen. Darin lag für sie ein gewisser Trost und eine eigene Freude, ja ein Gefühl, das nur ihr Herz allein empfinden konnte.

„Liebe Base!" sprach der kleine Konrad eines Morgens in Gegenwart seiner beiden Schwesterchen, „diese Nacht hab' ich einen gar schönen Traum gehabt, ich weiß ihn noch ganz gut, und als ich erwachte, meinte ich noch lange, es wäre wahr was ich im Schlafe gesehen habe. Da es sich aber zeigte, daß Alles nur ein Traum war, so hätte ich vor Leid darüber weinen mögen. Soll ich meinen Traum erzählen?

„Ja, liebes Kind!" erwiederte die Base. „Ja, ja, lieber Konrad, erzähle!" fügten seine Schwesterchen bei.

Konrad. Es träumte mir, es wäre schon Morgen, und ich läge noch wachend im Bette. Die Sonne am Himmel schien schon so hell und schön, wie jetzt. Ich horchte, ob meine Schwesterchen auch schon aufgestanden wären. Da hörte ich, wie Jemand schnell die Stiege herauf springe. Plötzlich ging die Thüre auf, und Rosa eilte in ihren Festtagskleidern herein, und rief mir freudig zu: „Konrad, Konrad! steh' geschwind auf, und komm' herunter, denke dir, der Herr Vetter Theobald ist da. Und wer meinst, daß bei ihm ist? O, ein gar wunderschöner Knabe — es ist der junge Herr Kuno von Erlach, den Herr Theobald mitgebracht hat."

Rosa. „Das soll ich zu dir gesagt haben? Ich weiß doch nichts, gar nichts davon."

Anna. „Du hörst ja, daß es nur ein Traum war.“

Konrad. „Ich habe geträumt, und nicht du, und so kannst du nichts davon wissen. Aber hört weiter! Als Rosa wieder fortgeeilt war, stand ich geschwind und freudig auf, zog mich an, und ging hinunter in die Stube. Und da fand ich es so, wie mir Rosa sagte. Der Herr Vetter Theobald schloß mich in seine Arme, und küßte mich freundlich, und nannte mich sogleich seinen lieben Konrad. „Es ist der liebe Herr Kuno,“ sagte mir Herr Theobald, „und er ist gekommen, um euch Kinder kennen zu lernen, euch zu lieben, und lange bei euch zu bleiben. Nenne ihn nur auch deinen lieben Kuno, er will es so haben, und will dein Kamerädchen sein.“ So sagte Herr Theobald zu mir, und der schöne Knabe, der stattlich, wie ein junger Ritter, gekleidet war, bestätigte es. Aber ich war immer noch schüchtern gegen den so vornehmgekleideten Knaben. „Es wäre mir lieber,“ dachte ich bei mir, „wenn Herr Kuno auch gekleidet wäre, wie ich.“ Und wie ich es dachte, so war es auch plötzlich. Derselbe schöne und freundliche Knabe stand auf einmal, wie umgewandelt, in einer Kleidung neben mir, die der meinigen ähnlich war. Jetzt war ich nicht mehr schüchtern gegen ihn. Ich umarmte, küßte und nannte ihn meinen lieben Kuno, und er mich seinen lieben Konrad. Wir waren bald miteinander vertraut, als hätten wir uns schon über ein Jahr gekannt. Wir waren fast den ganzen Tag beisammen, und spielten miteinander bald im Garten, bald im Hofe, und oft nahmen wir das liebe Lämmchen mit uns, mit dem mein lieber Kuno die größte Freude hatte. Aber ach! mitten unter den schönsten Spielen erwachte ich, und mit meiner Freude war es aus.“

Anna. „Diese Freude könnte dir, lieber Konrad,

in Wirklichkeit noch werden, dein Traum dürfte nur in Erfüllung gehen. Und dies wäre ja wohl möglich."

Konrad. „O, ich wollte, daß er in Erfüllung ginge."

Rosa. „Ja, aber so, daß nicht nur der junge Herr Kuno allein, sondern die ganze gnädige Herrschaft mit Herrn Theobald käme. Ich möchte doch auch einmal den Herrn Ritter und die gnädige Burgfrau, von denen uns der Herr Theobald schon so viel Gutes und Schönes erzählte, kennen lernen. Das müssen vornehme Leute sein!"

Denselben Wunsch äußerten auch die beiden andern Kinder. Und es war gut, daß sie mit ihren eigenen Gedanken so sehr beschäftigt waren, daß sie nicht bemerkten, wie mächtig ergriffen und wie unruhig ihre Base durch Konrads Erzählung geworden war. Sie hatte ihre Handarbeit zur Seite gelegt, und war im Begriff', sich zu entfernen. Sie besann sich aber wieder, hieß die Kinder in den Garten gehen, um nachzusehen, wie es mit dem Blumenbeet stehe, das sie ihnen vor einigen Tagen angelegt hatte. Die guten Kinder gingen, ohne weiter über den Traum nachzudenken. Mathilde aber blieb allein in ihrem Stüblein, um ungestört den Gedanken nachzuhängen, welche der seltsame Traum des Kindes in ihrem Geiste erregt hatte.

„Man sagt wohl, es sei nur ein Traum," sprach sie bei sich, „aber auch Träume kommen von Gott, und haben oft eine tiefe Bedeutung. Hierüber, wie Gott frommen und heiligen Menschen oft durch Träume wichtige Dinge offenbarte, erzählt uns ja die göttliche Schrift mehrere Beispiele. Ich bin zwar weit entfernt, mich mit jenen biblischen Personen zu vergleichen; aber es ist ja auch nicht mein Traum, sondern der eines unschuldigen Kndes. Und es kann ja wohl möglich sein, daß mich der gütige Gott durch den Mund der Unschuld auf eine

merkwürdige Begebenheit vorbereiten wollte, die so tief in mein Lebensschicksal eingreift, daß eine plötzliche Ueberraschung meiner schwächlichen, kaum wiederhergestellten Gesundheit sehr gefährlich werden könnte. Ja Gottes Wege sind uns Sterblichen oft sehr dunkel und wunderbar, aber sie sind immer voll Güte und Weisheit. Herr, mein Gott! thue mit mir, wie du willst; denn wie du es fügst, so ist es immer gut, ja am besten.“ —

„Aber das kommt mir seltsam vor,“ fuhr sie bei sich fort, „daß der kleine Konrad in seinem Traume nur den lieben Kuno sah, der mit Theobald gekommen war. Wenn des Kindes Traum die gute Vorbedeutung von dem Wiederfinden meiner Theuren haben soll, so ist es seltsam, höchst auffallend, daß nicht auch mein Otto, mein geliebter Gatte, dabei war. Ach, großer Gott! sollte etwa der Traum die Bedeutung haben, daß mein Gatte und Kind durch irgend ein Schicksal von einander getrennt worden sind, oder Otto aus Kummer und Gram wohl gar gestorben ist? Und soll der Traum noch ferner bedeuten, daß Theobald auf seiner Reise das arme verwaiste Kind gefunden hat, und mir nun die unaussprechliche Freude bereitet, daß er mir das theure Kind wieder in die Arme zurückgibt, während mir sein Mund die fürchterliche Botschaft vom Tode meines geliebten Gatten verkündet? Ach, Herr, bester Vater im Himmel! füge doch zu der einen Freude auch noch die andere bei, daß ich mit dem lieben Kinde auch den theuren Gatten wieder finden und an mein Herz drücken möge! Doch, Herr! geschehe nicht, wie ich will, sondern wie du willst.“ —

In diesem Augenblicke schnellte die Thüre auf, und der kleine Konrad eilte fast athemlos herein, indem er ausrief: „liebe Base! mein Traum, mein Traum ist er-

füllt!“ Und ehe Mathilde vor Staunen zu Worte kommen konnte, war der kleine Konrad schon nicht mehr da. Gleich darauf rief die kleine Anna so laut sie konnte: „Lieber Vater, liebe Mutter! Herr Vetter Theobald kommt, Liebe Base! der Traum ist wahr geworden.“ Und nach diesen Worten war das Mädchen wieder verschwunden.

„Der Traum ist erfüllt!“ wiederholte Mathilde, und sie zitterte an allen Gliedern aus Freude und Furcht. „Gütiger Gott!“ rief sie aus, stärke mich zu Allem, was da kommen mag!“ Sie öffnete die Thüre ihres Stübleins, und — ehe sie sich recht fassen konnte — lag Kuno weinend an ihrer Brust. „Liebe Mutter! — beste Mutter!“ — „Ach, mein Kind! — mein Kuno! — Dies waren die einzigen Worte, welche die Glücklichen im ersten Augenblicke des Entzückens hervorbringen konnten. Mutter und Kind lagen sich lange schweigend in den Armen, und nur ihre Thränen sagten, was in diesem seligen Augenblicke ihre Herzen empfanden.

„Liebe, gnädige Frau!“ rief Theobald, der entzückt dieser rührenden Scene zusah, „äußern Sie frei Ihre Gefühle, das Geheimniß ist gelöst, und es darf nun Jedermann wissen, wer Sie sind.“

Die gute Mathilde war so angegriffen, daß sie sich nach einem Stuhle umsah, um sich niederzulassen.

„Liebes Kind! wo hast du deinen Vater gelassen? warum bringst du nicht auch den lieben Vater mit?“ fragte Mathilde mit zitternder Stimme und mit pochendem Herzen.

„Ach, liebste, beste Mutter!“ erwiederte Kuno weinend, „das wird dir der liebe Theobald sagen. „Du weinest, liebe Mutter! mußt nicht weinen; denn der gute Vater lebt noch, und wir werden ihn auch bald wieder finden, wie ich auch dich wieder gefunden habe.“

Hierauf fiel das Kind der theuren Mutter wieder in die Arme und an die Brust.

Nachdem die ersten und starken Empfindungen ihres Herzens etwas sanfter und ruhiger geworden waren, kam es gegenseitig zu tausend Fragen und Antworten, und erst dann, als die erste Neugierde in etwas befriediget war, konnten auch die Umstehenden ungestörter ihre theilnahmsvolle Freude und Verwunderung äußern. So groß Konrads und Annas Freude war, daß Mathildens Schicksal eine so gute Wendung genommen, eben so groß war auch die Verwunderung ihrer Kinder, da sie vernahmen, daß ihre Base Kunos Mutter, und also die gnädige Frau von Erlach sei. Sie konnten es lange nicht begreifen, daß eine vornehme Burgfrau und ihre Base ein und dieselbe Person sein könne. Der Gedanke, daß sie nun keine liebe Base mehr haben werden, machte sie traurig. Sie wünschten in ihrer kindlichen Einfalt, daß lieber Alles so geblieben wäre, wie es bisher war. Als sie aber aus dem Munde Theobalds und des kleinen Kuno von den Schicksalen auf der Alp erzählen hörten, und in Mathildens und Kunos Augen die Thränen sahen, ach, da wurden die guten Kinder tief gerührt, und auch in ihre Augen traten Thränen des Mitleids. „Es ist doch gut, daß es so gegangen ist, und Mutter und Kind sich wieder gefunden haben,“ sprach nun jedes der Kinder bei sich im Herzen. Und wie rührend war erst die Scene, als der kleine Kuno unter frischen Dankesthränen von seiner Todesgefahr und wunderbaren Rettung erzählte! Mathilde war im Gemüthe so tief bewegt, daß sie auf die Kniee niederfiel, und ihre Hände zum Gebet faltete. Ihr Herz war so voll Dank gegen Gott und die edelmüthigen Retter ihres Kindes, daß es überströmte und sich in einem herzlichen Gebete ergoß.

Ihr Beispiel hatte auf alle Uebrigen so mächtig gewirkt, daß auch sie niederknieten, und ein jedes in seiner Weise zu beten begann.

„O, gütiger Gott! bester Vater im Himmel! wie kann ich dir genug danken, daß du mein Kind so väterlich beschützt, und dem Tode, der es mir entreißen wollte, wunderbar entzogen hast! Ach, vergilt' es den edlen, frommen Vätern des Klosters, daß sie einem fremden Kinde so viel Liebe erwiesen, und, als wahre Engel in Gefahr und Noth, einer unbekannten verlassenen Mutter das einzige Kind gerettet haben! Ja, diese Freudenthränen, die sie mir, mit deiner Gnade, in meinem Kinde bereitet haben, laß' ihnen und allen jenen edlen Seelen, die auch das Ihrige dazu beigetragen, dereinst, wenn du sie zu dir in dein Reich aufnimmst, in ihrer Krone, wie leuchtende Diamante, glänzen. Doch dir, bester Vater, der du die Gedanken und Herzen der Menschen zum Guten leitest, gebührt der größte Dank. Ach, verschmähe meinen Dank und meine demüthige Bitte nicht! Beschütze auch meinen Gatten mit derselben väterlichen Liebe, mit der du mein Kind beschützet hast, und vollende meine Freude, und gib mir auch meinen Otto, meinen Gatten wieder!"

Mit diesen Worten beschloß Mathilde ihr frommes Gebet, und die Uebrigen sprachen mit Andacht ihr stilles „Amen."

„Nur immer fest auf Gott vertraut, liebe gnädige Frau!" versetzte Theobald, als sich alle von den Knieen erhoben, „hat der liebe Gott Ihre Bitte schon in so weit erhört, daß er Ihnen das theure Kind wieder gab, so wird er sie auch noch vollends erfüllen, und zum Kinde auch den Vater wieder geben. Ja, das wird der gütige Gott, daran glaubt fest mein hoffendes Herz. Vielleicht

hat er Ihre Bitte schon in diesem Augenblicke erhört, und die kommende Freude ist Ihnen und uns Allen schon näher, als wir wähnen. Denn ich bringe mit dem lieben Kuno auch noch gute Nachrichten mit, die Ihnen die beste Aussicht in die Zukunft versprechen.

Da erzählte Theobald von der aufrichtigen Bekehrung des Grafen von Bubenberg, von der er auf seiner Wanderung sichere Nachricht erhalten; daß er in seiner Reue nichts sehnlicher wünsche, als daß die Familie von Erlach noch leben, und er in diesem Leben noch einmal die Gelegenheit erhalten möchte, sein Vergehen wieder in etwas gut machen zu können. Daß er sogar in dieser löblichen Absicht fleißig nachforschen lasse, und nicht eher raste, als bis er entweder vom Tode, oder Leben der unglücklichen Familie, wo möglich, Gewißheit erlangt habe.

„So, liebe gnädige Frau! steht jetzt die Sache," sprach Theobald am Schlusse seiner Erzählung. „Ihr Hervortreten aus der Verborgenheit ist nun der sehnlichste Wunsch Ihres vormaligen Feindes, den der liebe Gott Ihnen wieder zum Freunde gemacht hat, und gewiß zu einem aufrichtigeren Freunde, als er es vormals zu sein schien, es aber nicht war. Sie dürfen nun ungescheut hervortreten, und indessen für sich und ihr Kind die Rechte auf die Herrschaft und auf das gesammte verlorne Eigenthum öffentlich ansprechen. Und wenn des Grafen Reue aufrichtig ist, woran ich nicht zweifle, so werden Ihre gerechten Ansprüche ihm willkommen sein; denn nur durch Vergütung des Schadens kann er sein verübtes Unrecht wieder gut machen. Ich bin aber Willens, wenn Sie es genehmigen, vorerst auf die Burg Bubenberg zu wandern, um über Alles ganz sichere Kunde einzuziehen. Verhält sich Alles so, wie ich vernommen, und sind Sie

als rechtmäßige Besitzerin der Herrschaft Erlach wieder öffentlich eingesetzt, so wird, denke ich, die Kunde davon auch dem gnädigen Herrn zu Ohren kommen, er die Verborgenheit verlassen, und in die Arme seiner Gattin und seines Kindes fliegen. O, beste gnädige Frau! wenn einmal diese glückliche Stunde schlägt, und sie wird gewiß bald schlagen, dann habe ich in dieser Welt keinen Wunsch mehr, als den, einmal glückselig zu sterben."

„Edler Mensch! deine Liebe wird dir gewiß einmal reichlich vergolten werden!" rief Mathilde aus, und auf ihrem Antlitze wiederstralte, wie das liebliche Roth am Abendhimmel, die Hoffnung und Freude ihres Herzens. „Ja, ich hoffe, die Stunde werde auch einmal kommen, in der mir der Herr auch noch das letzte Leid in Freude umwandeln werde."

Während Theobald und Mathilde mit einander sprachen, hatte sich der kleine Konrad immer mehr und mehr dem freundlichen Kuno, und dieser jenem genähert. Sie sprachen zuerst miteinander, drückten einander die kleinen Hände, und endlich fielen sie einander in die Arme, und riefen aus; „mein lieber Konrad!" — mein lieber Kuno!" Und so war des kleinen Konrads Traum in Allem erfüllt.

Eilftes Kapitel.

Der unbekannte Retter.

Es war dem Grafen von Bubenberg mit seiner Reue und Bekehrung wirklich Ernst gewesen. Von jenem Tage an, der für ihn zwar hart, aber zugleich auch heilbringend war, und an welchem er im Pilgergewande durch Gottes Erbarmung sich selbst und seine Schuld kennen gelernt

hatte, schien er mit einemmale ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Diesmal aber blieb es nicht beim Scheine, sondern seine Bekehrung war eine wahre, der Schein verschwand allmählig, und an dessen Stelle trat die Wirklichkeit. Aller Anfang ist schwer und macht langsame Fortschritte, und so verhielt es sich auch mit des Grafen Bekehrung. Es gab mitunter noch manche Stunde, wo sein Muth zu wanken begann und Zweifel sein Herz umstricken wollte. Allein die Liebe, die Geduld und das inbrünstige Gebet seiner Gattin, die geist- und salbungsvollen Zusprüche seines frommen Beichtvaters, der öftere Empfang der heiligen Sakramente, insbesondere des heil. Abendmahls, und die heilsamen Wirkungen der göttlichen Gnade hielten seinen Glauben und seine Hoffnung immer wieder aufrecht, und führten seine Bekehrung von Tag zu Tag der Vollendung näher. Der schreckliche Gedanke, daß er der Mörder der unschuldigen Familie von Erlach sei, lag ihm immer noch so schwer auf dem Herzen, daß er in einsamen Stunden deshalb manche bittere Thräne vergoß, seine Leidenschaft und Uebelthat verwünschte, Gott um Verzeihung und um die Gnade bat, daß, wenn er etwa in der That der Mörder nicht sein, sondern die unglückliche Familie noch leben sollte, er es noch einmal so fügen möge, daß er davon Gewißheit, und dadurch den Frieden und die Ruhe seines Herzens wieder erlangen möchte. Er machte die besten Vorsätze, war auch im Herzen fest entschlossen, sie heilig zu erfüllen, gab viel Almosen, war sanft und liebreich gegen alle Untergebenen, betete häufig und mit Inbrunst des Herzens, und fand viel Trost, Kraft und Beruhigung.

Des Grafen Bekehrung und Besserung hatten auf die ganze Dienerschaft, auf alle Unterthanen und selbst

auch auf die Ritter, die über ihn sehr erbittert gewesen, einen sehr erfreulichen und heilsamen Eindruck gemacht. Nur ein einziger Ritter machte hievon eine Ausnahme. Es war Siegfried von Rydeck. Er allein wollte nicht an des Grafen Bekehrung glauben, weil sie ihm nicht willkommen war. Denn dieser Ritter hegte wegen einer frühern Beleidigung, die ihm Graf von Bubenberg zugefügt haben soll, immer noch einen geheimen Groll gegen ihn. Er hätte schon früher Rache an ihm genommen, wenn er ihm nicht zu mächtig gewesen wäre. Wie erwünscht kam ihm nun der Bruch zwischen dem Grafen und allen seinen Freunden! Der Schändliche freute sich im Stillen über des Grafen Schicksal, und war der Erste, der die übrigen Ritter aufforderte, die Schmach der unschuldigen Familie von Erlach an dem verlassenen Grafen von Bubenberg zu rächen. So gedachte nun der Heuchler unter dem Deckmantel der Rechtlichkeit seine Rachsucht ohne großen Widerstand an Bubenberg zu kühlen.

„Der stolze Graf muß gedehmüthigt, ja zu Grunde gerichtet werden!" sprach der Elende bei sich, und freute sich, wie ein edler Mensch auf ein gutes Werk, auf die Zerstörung der Burg Bubenberg. Aber die übrigen Ritter dachten edler, als er. Auf die Nachricht, daß sich Graf von Bubenberg bekehrt habe, folgte sogleich auch ihre Verzeihung. Das Vorhaben, ihm eine offene Fehde anzukündigen, um ihn für seine Frevelthat zu züchtigen, hatten sie nun ganz aufgegeben, und waren aus Mitleid sehr geneigt, sich mit ihm wieder auszusöhnen. Darüber freute sich Alles, nur Ritter von Rydeck nicht. Zwar billigte er öffentlich zum Scheine das versöhnliche Benehmen der übrigen Ritter, aber insgeheim fluchte er bei sich über das Mißlingen seines Plans. Er sann daher über

die Mittel und Wege nach, wie er seinen Zweck, nämlich Bubenbergs Verderben, dennoch erreichen könne.

„Ja, so kann, so muß es mir gelingen!" rief Siegfried mit boshafter Freude aus. Er war also entschlossen, dem Grafen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und seine Burg ebenfalls heimlich und zur stillen Stunde der Nacht zu überfallen, wer Gegenwehr leistet, niederzuhauen, und Alles in Brand zu stecken, wie Bubenberg selbst auch dem Ritter von Erlach gethan. Vor der Welt gedachte er sich dadurch zu rechtfertigen, daß er vorgeben wollte, der Abscheu gegen Bubenbergs Frevelthat, und der Eifer für Ottos alte Freundschaft habe ihn unwiderstehlich zu diesem Unternehmen hingerissen, und, weil ihm kein anderer Ritter beigestanden, Bubenbergs Burg aber sehr fest und mit guter Besatzung versehen sei, habe er ihn wohl unmöglich in einer offenen Fehde angreifen können, weil er sonst hätte den Kürzern ziehen und unterliegen müssen. Der schändliche Heuchler! Er wollte nun vor der Welt Otto von Erlachs Freund und den Rächer seines Todes spielen, und hatte in der That nur seine eigene Rache im Herzen und im Sinn. Er nannte den Grafen vor Jedermann einen Heuchler, und er war es in der That doch selbst! Er nannte die Zerstörung der Burg Erlach einen gottlosen Frevel und eine Schandthat, und er war doch entschlossen, dieselbe That zu verüben!

Wie groß war die Freude auf der Burg Bubenberg, als sich daselbst die Nachricht verbreitete, daß die benachbarten Ritter nicht nur keine Fehde gegen den Grafen beginnen, sondern sich wieder gänzlich mit ihm aussöhnen werden! Und Ritter von Rydeck war der erste und eifrigste Verbreiter dieser Nachricht. Denn dadurch hoffte er die Bewohner der Burg Bubenberg in falsche Sicherheit ein-

zuwiegen, und um so leichter seinen schändlichen Zweck zu erreichen. Auf der Burg Bubenberg ahnete man nicht das Mindeste von Rydecks Plan, und dachte an nichts weniger, als an einen nächtlichen Ueberfall. Und so schien nun dem Ritter von Rydeck zu seiner Rachethat Alles günstig zu sein.

Es war eine helle und stille Sommernacht, als Rydeck mit einer bewaffneten Schaar vor den Mauern der Veste Bubenberg angelangt war. Gerade verkündete ein helles Glöcklein vom Burgthore herab die Stunde der Mitternacht. Oben auf der Burg, wie unten im Thale, herrschte eine Todtenstille. Plötzlich aber erhob sich von allen Seiten her ein furchtbares Geschrei und Waffen-Geklirre. Die Besatzung der Burg stand schon unter den Waffen, bevor der Feind die Mauer vollends erstiegen hatte. Der Kampf war beiderseits heftig und hartnäckig, denn keine Partei wollte weichen, keine der andern den Sieg gewähren. Obwohl Bubenbergs Reisige, wie Löwen, kämpften, so war der Feind dennoch schon so sehr im Vortheil, daß sich der Sieg auf seine Seite neigte.

„Wenn uns Gott nicht rettet, sind wir unrettbar verloren!" rief Graf von Bubenberg aus, und war im Begriffe, Gattin und Kind durch einen verborgenen unterirdischen Ausgang in Sicherheit zu bringen, und dann wieder zu seinen Reisigen zurückzukehren, um entweder mit ihnen zu siegen, oder zu sterben. Aber in diesem Augenblicke entstand unter den feindlichen Truppen ein furchtbares Geschrei und eine solche Verwirrung, daß die Einen über die Sturmleitern hinunterstürzten, die Andern über die Bollwerke hinabsprangen, und wer noch entrinnen konnte, unter Angstgeschrei die Flucht ergriff.

„Rettung, Rettung!" erscholl es von der Burg in

das Thal hinab. „Die Zugbrücke heruntergelassen, das Thor geöffnet, und unsern Rettern zu Hilfe geeilt!" rief der Graf, und Alles, was geschah, war ein Werk von wenigen Minuten. Die Retter waren so plötzlich und zu guter Stunde erschienen, als wären sie vom Himmel gekommen, oder aus dem Boden heraufgeschlüpft.

„Sieh', Adeline!" sprach der Graf, der zum Schutze der Wehrlosen und zum Troste der Gattin und des Kindes zurückgeblieben war, „sieh', dort den schwarzen Ritter an der Spitze unserer Retter, wie er so muthig dem Feinde nachjagt, und so tapfer kämpft! Es muß ihr Anführer sein. Ach, Gott! der Edle ist von Feinden umrungen, er kämpft allein gegen Zehn, aber er kämpft, wie ein Held. O, Allmächtiger! stärke ihn, sonst muß er unterliegen. Warum kommen ihm seine Leute nicht zu Hilfe? Wo stecken denn die Unsrigen? Hätte ich doch Flügel, um dem großmüthigen Helden zu Hilfe zu eilen! Jetzt sprengen die Unsrigen heran; ach, Gott! es ist zu spät, der Held ist gefallen! — Gottlob! der Held sitzt schon wieder auf seinem Rosse, die Schwerter und Schilde der Unsrigen schützen ihn, die Feinde fliehen im Sturme davon, die Uebrigen jagen ihnen muthig nach. Frohlocke, liebe Adeline! wir sind vollkommen gerettet." — Hierauf fiel die fromme Adeline auf die Kniee nieder, und ihr Gatte und Kind sammt der weiblichen Dienerschaft folgten ihrem Beispiele. Ein inniges Dankgebet entstieg ihrer Brust. Sie erflehten auch über die Retter Heil und Segen vom Himmel, der sie ihnen in der Stunde der größten Noth gesendet. Aller Herz war voll Rührung Dank und Freude.

„Wer wohl der tapfere und edelmüthige Anführer unserer Retter sein mag?" fragte Adeline. „Wenn mich mein Auge nicht trügt," erwiederte der Graf, „so sind

es die Truppen des Schirmvogts vom Kloster Auenthal; aber ihr Anführer kann der Schirmvogt nicht sein. Denn dieser ist ein kleiner wohlbeleibter Mann, jener Anführer aber ist ein großer, stattlicher Ritter. Das Kloster Auenthal gehört in die Erlach'sche Herrschaft; darum kann ich nicht genug staunen, daß uns gerade dorther Rettung kam, woher wir sie am wenigsten erwarten durften."

„Unsere Retter, mögen sie herkommen, woher sie wollen, sind edle, vortreffliche Menschen, denen wir, nächst Gott, Leben, Freiheit, Hab und Gut zu verdanken haben. Sie werden doch hoffentlich nach Beendigung des Kampfes mit ihrem vortrefflichen Anführer auf unsere Burg kommen, damit wir sie kennen und ihnen von Herzen danken können," sprach Adeline, und richtete ihre Blicke nach dem Kampfplatze hin. „Gottlob! sie kommen," rief sie gleich darauf aus. „Dort an der Spitze jenes Zuges, der sich langsam herauf bewegt, reitet der stattliche Anführer, und zu seiner Rechten und Linken einer unserer Reisigen. Der edelmüthige Held ist, wie es sich geziemt, mit Eichenlaub geschmückt."

Unverweilt schwang sich der Graf auf sein gesatteltes Pferd, um den siegreichen Rettern entgegen zu reiten, und die Gräfin eilte mit der weiblichen Dienerschaft der Küche und dem Keller zu, um den tapfern Kämpfern in Geschwindigkeit Speise und Trank zu bereiten.

Der Triumphzug der Kämpfer bewegte sich unter Siegesgesang langsam den steilen Schloßberg hinan, und endete beim Einzug in den Burghof mit folgender Strophe:

Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht Alle kehren wieder.

Die Kämpfer stiegen ab, um von ihrem Kampfe, der nur kurz aber heftig war, auszuruhen. Dem Feinde hat dieser nächtliche Kampf viele, den Rettern zwei, und den Reisigen des Grafen nur ein Opfer gekostet, und nur Wenige waren verwundet, darunter auch der Anführer der Retter-Schaar. Dieser Letztere, dessen Visir immer noch verschlossen war, hatte eine Kopfwunde erhalten, die er aber wenig zu achten schien.

Im hellbeleuchteten Rittersaale, wohin der Graf den unbekannten Retter sammt allen seinen Reisigen geführt hatte, bat der Graf den Unbekannten, ihm die Abnahme des Helms und Visirs zu erlauben, um sowohl den edelmüthigen Retter von Angesicht zu sehen, als auch ihm die Kopfwunde zu untersuchen, auszuwas[illegible]n und zu verbinden. Der Unbekannte schien es ung[illegible] zu gestatten, weil er lieber unbekannt geblieben wäre; doch nach langem Bitten ließ er es geschehen.

Nach Abnahme des Visirs zeigte sich ein freundliches, aber von Kummer gebleichtes und abgezehrtes Gesicht. Der Graf blieb mächtig erschüttert und unbeweglich vor dem Manne stehen, blickte ihm starr und allmählig erblassend in's Gesicht.

„Großer Gott!" rief er endlich mit Entsetzen aus, „sind denn die Todten auferstanden, um ihrem Mörder Böses mit Gutem zu vergelten?! Um's Himmels willen sage es mir Ritter Otto von Erlach, bist du es wirklich, oder sehe ich nur deine Geistergestalt vor mir?" Bei diesen Worten sank er zu Ottos Füßen nieder.

„Ich bin es leibhaftig, lieber Freund!" erwiederte Otto von Erlach mit der freundlichsten Miene. „Was soll das? steh' auf, lieber Freund, und umarme deinen Otto, der dich noch immer liebt, wie zuvor."

„Gütiger Himmel! er ist es wirklich, es ist Otto, den ich morden wollte, und er nennt mich Mörder seinen Freund, und hat dem das Leben gerettet, der es ihm nehmen wollte! Ach, edler, großmüthiger Otto! du hast mir also verziehen? Ja, wie kann ich noch fragen, da er als Retter meines Lebens und Eigenthums vor mir steht!? Ach, edelster aller Menschen! ich bin deiner Umarmung nicht würdig, und verdiene es nicht mehr, dein Freund zu heißen."

Otto aber hob ihn freundlich vom Boden auf, schloß ihn in seine Arme, und sprach: „sei mein Freund, ich bitte dich, vergiß das Vergangene, du hast genug gebüßt, und ich habe dir schon in der ersten Nacht verziehen. Also nichts mehr davon! Wir wollen wieder Freunde sein und es immer bleiben."

Der Graf wußte nicht, wie er einen so seltenen Edelsinn, so viel Tugenden und Vorzüge eines Mannes, den er früher hassen konnte, nach Gebühr preisen sollte. Und die Gräfin war so überrascht, daß sie sich im ersten Augenblicke kaum fassen konnte. Erst nach erlangter Fassung drückte sie mit Worten und Thränen ihren Dank, ihre Freude und Verwunderung aus. Und der Graf erhob seine gefalteten Hände gen Himmel, und dankte Gott für die Gnade, für die Gewißheit, daß er doch in der That Ottos Mörder nicht sei. Aber die Ungewißheit, ob Ottos Gattin und Kind auch noch leben, lag noch drückend auf seinem Herzen. Er hätte den Ritter gerne darum befragt, aber er zitterte schon vor dem Gedanken, etwa das Gegentheil vernehmen zu müssen. Doch seine Gattin kam ihm zuvor, und ihre erste Frage an Otto war die nach Mathilde und Kuno. Aber ach, wie groß war ihr Schmerz, als sie aus dem Munde des Ritters vernahm,

daß der arme Kuno auf der Alp unter einer Lawine begraben, und Mathildens Schicksal ihm immer noch unbekannt sei! Diese Nachricht hatte ganz besonders des Grafen Freude wieder getrübt, und seinen Trost gemindert.

Was für einen Eindruck das seltsame Ereigniß dieser Nacht auch auf alle übrigen Bewohner der Burg gemacht haben muß, läßt sich denken. Sie bewunderten und priesen Ottos Edelmuth als eine Tugend, die nur selten in der Welt zu finden sei. Und an der fröhlichen Tafel erscholl dem großmüthigen Retter, dem edelsten Ritter, ein hundertstimmiges Lebehoch. Auf des Grafen und der Gräfin Bitte enthüllte Otto das Geheimniß, in das die so unerwartete Rettung gehüllt war.

Er erzählte nämlich, wie er nach dem vermeinten Tode seines Kindes die Alp verlassen und im Kloster Auenthal eine Ruhestätte für sein noch übriges kummervolles Leben gesucht und auch wirklich gefunden habe. Was bisher auf der Burg Bubenberg vorgefallen, sei auch ihm zu Ohren gekommen. Diese Nachricht habe ihn gefreut und getröstet, aber die von Rydecks Racheplan habe ihn äußerst empört. Zum Glück sei ihm dessen schändlicher Plan durch eine besondere göttliche Fügung noch früh genug bekannt geworden. Da habe er schnell den Entschluß gefaßt, des Heuchlers Unternehmen zu vereiteln und die Bewohner Bubenbergs zu retten. Der brave Schirmvogt des Klosters sei seinem Wunsche bereitwillig entgegen gekommen, habe in aller Eile seine Reisigen zusammenberufen, sie seinem Kommando übergeben, und auf diese Weise die Rettung möglich gemacht. „Wie tapfer meine kleine Schaar gekämpft, und wie Gott das Unternehmen hat gelingen lassen, davon seid ihr Alle selbst Zeuge gewesen. Dem gütigen Gott sei Lob und Dank

dafür!" Mit diesen Worten endete Otto von Erlach seine kurze Erzählung. Seine übrigen Schicksale versprach er später zu erzählen.

Schon am folgenden Tage war die Nachricht von Ottos Leben, von seiner ruhmwürdigen That und seiner Versöhnung mit dem Grafen von Bubenberg in der ganzen Umgegend verbreitet. Ueberall erscholl Ottos verdientes Lob, und alles freute sich darüber, daß der edle Ritter von Erlach nicht umgekommen, sondern noch am Leben ist. Dies wissen wir zwar schon lange, aber wir freuen uns darüber, daß er wieder zum Vorschein gekommen und somit den Guten im Emmenthal die Möglichkeit gegeben ist, mit ihm desto bälder wieder vereinigt werden zu können. Ach, wenn die guten im Emmenthal es nur schon wüßten, wie unsäglich groß würde ihre Freude sein!

Zwölftes Kapitel.

Das Fest auf der Burg Bubenberg.

Am folgenden Tage nach dem siegreichen Treffen zog die sieggekrönte Schaar wieder nach dem Kloster Auental zurück. Auch Otto von Erlach zog an ihrer Spitze mit dahin, hatte vor seinem Abzuge der gräflichen Familie versprechen müssen, wenigstens nach zwei Tagen wieder auf der Burg zu sein.

Auf der Burg Bubenberg benützte man Ottos Abwesenheit zu der Zubereitung eines Festes, das der Graf seinem edelmüthigen Retter zu Ehren zu geben gedachte. Er und seine gutmüthige Gattin sannen darüber nach, womit sie ihn am meisten erfreuen könnten. Sie machten allerlei Entwürfe, aber kamen zu keinem Entschlusse. Da kam zu guter Stunde ein Pilger auf die Burg,

ließ sich bei der gnädigen Herrschaft melden, wurde sogleich vorgelassen und freundlich empfangen. Dieser Pilger offenbarte der gräflichen Familie ein Geheimniß, diese wurde dadurch in Entzücken versetzt, und der Pilger verschwand sogleich auf der Burg.

Jetzt war der Schlüssel zu dem gefunden, wodurch das Fest nicht nur verherrlicht, sondern auch der Ritter von Erlach allein wahrhaft erfreut werden kann. Es durfte aber dem Feste auch nicht am äußerlichen Schmucke fehlen. Man sah daher hundert Hände mit Zurüstungen beschäftigt. Die Einen sammelten Epheu und Blumen, und die Andern flochten allerlei Kränze daraus. Aus der weiblichen Dienerschaft verfertigten Einige schneeweiße Kleider für zehn brave Landmädchen, die beim Feste erscheinen mußten, und die übrigen waren mit Zubereitungen auf ein großes und prachtvolles Gastmahl eifrig beschäftigt. Die Knappen und Reisigen übten ritterliche Spiele ein. Auch sollte es an Volksspielen nicht fehlen. Der Graf und die Gräfin waren bald da bald dort, und ordneten Alles auf's Beste an. Aus dem Allem, hauptsächlich aber aus der frohen und heitern Miene der gräflichen Familie konnte man schließen, daß es diesmal ein Fest geben müsse, wie auf der Burg Bubenberg noch keines war.

Schon beim ersten Frühroth des festlichen Tages herrschte auf der Burg ein reges Leben. Die liebliche Sonne ging auf, und verkündete einen herrlichen Tag. Von allen Seiten her strömten die Landleute in festlicher Kleidung und mit fröhlichen Gesichtern in den geräumigen Burghof, wo prachtvolle Triumphbögen und noch andere Zurüstungen die Neugierde des schaulustigen Volkes steigerten. Alle gräflichen Unterthanen waren geladen, Alles

sollte an der Freude des heutigen Festes Theil nehmen. Bald gab es für die Landleute viel zu sehen. Denn ein Ritter nach dem andern zog in glänzender Rüstung in den Burghof ein. Auch prachtvoll gekleidete Burgfrauen waren im Gefolge. Da folgte Empfang auf Empfang, so daß die gräfliche Herrschaft etliche Stunden nur damit beschäftigt war. Die Landleute konnten kaum den Augenblick erwarten, wo sie auch jenen Ritter sehen würden, der, wie sie wohl wußten, der König des Festes sein wird. Alles wollte den edlen, vortrefflichen Mann sehen, der seit einigen Tagen die Bewunderung des ganzen Bernerlandes geworden ist. Aber sie mochten sich fast die Augen heraussehen, und konnten unter den ankommenden Rittern den Mann ihrer Wünsche dennoch nicht erblicken. Denn die guten Leute wußten es nicht, daß Ritter Otto von Erlach schon am Vorabende des Festes auf der Burg eingetroffen war. Aber sie sollen ihn, den Edlen, bald sehen, und dazu noch eine Scene, welche die Zuschauer, selbst auch Otto von Erlach, nicht ahneten.

Nachdem alle geladenen Festgäste auf der Burg eingetroffen waren, erschien Graf von Bubenberg mit Ritter Otto von Erlach und Einigen aus den Vornehmsten der Ritterschaft auf einer Art von erhöhtem Zelt, das nur von oben gedeckt, nach allen Seiten aber offen, und inmitten des geräumigen Burghofs aufgerichtet war.

„Es lebe Otto von Erlach, der edelmüthige Retter unserer gnädigen Herrschaft!“ erscholl es plötzlich einstimmig aus dem Munde von tausend Zuschauern. „Es lebe unsere gnädige Herrschaft!“ rief das Landvolk. Und eine überaus große Freude belebte die Menge.

Aber auf einmal ward es stille, fast so stille, wie in einem Grab, und Aller Augen waren auf eine weib-

liche Person gerichtet, die unwillkührlich allgemeines Aufsehen erregte. Es war eine schöne, aber ländlich gekleidete Frau, welche die Gräfin Arm in Arm nach dem Zelte führte; während weißgekleidete Mädchen vor ihr her Blumen streuten.

„Ei, seht dort eine Emmenthälerin am Arme der Gräfin!" riefen die Einen; wie kommt die in eine so vornehme Gesellschaft?!" fragten die Andern.

„Still! — hört! — seht!" — ging es von Mund zu Mund. Es herrschte auf einen Augenblick in der großen Menge eine Todtenstille. Denn in dem offenen Zelt erblickte die Menge in diesem Augenblick eine Scene, die Aller Herzen mächtig ergriff. Denn sieh! die vermeinte Emmenthälerin lag weinend in Ottos Armen und der Ausruf: „lieber Gatte!" — „theure Gattin!" war der einzige ihres ersten Entzückens.

„Es ist die Frau von Erlach! — sie lebt noch! — die Glücklichen! sie haben sich wieder gefunden! Ach, seht, wie sie aus Freude weinen! — wie rührend, wie rührend!" So ging es halblaut von Mund zu Munde.

Doch die Scene war noch rührender, als ein Knabe in der Alpentracht mit dem Ausruf: „lieber Vater! lieber Vater!" in Ottos offene Arme flog. Nein! diese Freude, diese Ueberraschung war für den guten Ritter Otto auf einmal fast zu viel. Er konnte sein Glück auf das er schon verzichtet hatte, kaum fassen. Er hatte Gattin und Kind, ja das Kind ganz sicher, für todt gehalten, und jetzt hielt er beide in seinen Armen und drückte sie an seine Brust, die für so viel Freude auf einmal fast zu enge war. Er konnte im ersten Augenblicke der Ueberraschung nicht sprechen, doch eine Freudenthräne in seinem Auge sprach laut genug an die Herzen der zu-

schauenden Menge. Es waren aber auch Alle, vom Ersten bis zum Letzten, bis zu Thränen gerührt.

Obwohl Mathilde und Kuno auf diese Freude schon vorbereitet waren, so hatte sie das erste Wiedersehen des geliebten Gatten und Vaters, doch so mächtig gerührt und ergriffen, daß sie ihr erstes Entzücken nicht durch Worte, nur durch Freudenthränen äußern konnten. Meine Feder vermag die Gefühle und Empfindungen der Glücklichen nicht zu schildern.

Aber es nahm auch Alles an ihrem hohen Glücke Antheil, so daß unter Allen nicht Eines ungerührt blieb. Selbst in dem Auge eines manchen Ritters konnte man eine Thräne der Rührung und Freude erblicken. Doch unter allen Zuschauern waren bei dieser rührenden Scene zwei Personen am meisten gerührt und glücklich. Es waren die Gräfin Adeline und Theobald, Mathildens Unglücks-Gefährte. Ja diese edlen Seelen, welche diese Ueberraschung so sinnreich eingeleitet, waren selig im Anblicke der Glücklichen. Denn der geheimnißvolle Pilger war Niemand anders, als Theobald gewesen.

Auf einmal erscholl unter der Menge der laute Ausruf: „Seht, seht! wie rührend! — wie schön! — Der edle Ritter Otto von Erlach umarmt seinen Diener, und nennt ihn „Freund Theobald!" Seht nur, der gute Theobald weint aus Rührung und Freude! Er muß der Retter von der gnädigen Frau von Erlach sein! Er verdient diese Ehre, diese Freude!" —

Während die Landleute unter sich gegenseitig ihre Empfindungen mittheilten, verließen die Herrschaften das Zelt und den Burghof, und begaben sich in die Gemächer der Burg. Man wollte die glückliche Familie von Erlach auf einige Zeit allein lassen, um die erste Freude des Wie-

derſehens ungeſtört genießen, und mit mehr Ruhe gegenſeitig ihre Empfindungen und Gedanken mittheilen zu können. Was die Glücklichen einander zu fragen und zu erzählen hatten, iſt uns im Verlauf dieſer Geſchichte ſchon bekannt geworden. Und wie groß und herzlich ihr Dank gegen Gott war, der ihre Schickſale ſo weiſe geleitet, und ihre Leiden in ſo namenloſe Freuden verwandelt hat, können wir uns denken. Und wie tief ward Otto durch Kunos Erzählung von ſeiner und des guten Jakobs Rettung gerührt! Er hatte bisher ganz ſicher geglaubt, Beide wären unter der Lawine begraben, und nun ſind Beide noch am Leben! Er bewunderte mit Mathilde Gottes unendliche Weisheit und Güte, und pries den Edelſinn und die Menſchenfreundlichkeit der Retter ſeines Kindes.

Während die glückliche Familie von Erlach ſich ſtill und dankbar der Freude des Wiederſehens überließ, herrſchte auch unten im Burghofe allenthalben Luſt und Freude. Denn Alle, die Knappen und die Landleute, wurden reichlich bewirthet, und nach dem Mittagsmahle begannen die Spiele. Anfangs war die Unterhaltung ſehr lebhaft. Als aber Theobald im Burghofe unter der Menge erſchien, da verließ Alles den Schauplatz der Spiele, und verſammelte ſich um den Mann, der ihnen Wunderdinge erzählen und ihre Neugierde befriedigen konnte. Theobald ließ ſich nicht lange bitten, ſondern erzählte die Schickſale der Familie von Erlach ſo kurz, als möglich, aber ſo rührend, daß kein Herz ohne Rührung, und kein Auge ohne Thränen blieb. Da aber die Menſchenmenge ſo groß war, daß nicht Alle auf einmal Theobalds Erzählung anhören konnten, ſo mußte dieſer Menſchenfreund die nämliche Erzählung zum zweitenmale beginnen. Er erzählte auch diesmal wieder mit derſelben Geduld und Herzlichkeit.

Indessen war es Abend geworden, und die Landleute kehrten mit Dank, Rührung und Freude nach Hause zurück. Geraume Zeit war die rührende Geschichte der Familie von Erlach in der ganzen Umgegend das Alltagsgespräch, und wurde im Munde des Landvolks von Geschlecht auf Geschlecht überliefert.

Endlich entfernte sich auch eine Herrschaft nach der andern, und bald schien die geräuschvolle Freude sich in Grabesstille verwandelt zu haben. Denn die Dienerschaft, welche am meisten beschäftigt gewesen, überließ sich der Ruhe, und die beiden Familien zogen sich in ein stilles Gemach zurück, um auf einige Stunden erst recht eigentlich sich und ihren Empfindungen anzugehören. Denn erst jetzt unter sich, wo Niemand sie störte, konnten sie miteinander so recht von Herzen sprechen.

„Nun liebe Freundin, beste Mathilde! hab' ich dich wieder, du bist wieder mein!" rief Adeline in herzlicher Umarmung aus, „und ich lasse dich nicht sobald wieder von mir."

„Mein Freund Otto ist mit allem Recht Herr meiner Burg, und hat über Alles zu gebieten," sprach Graf von Bubenberg in vollem Ernst. „Denn hätte er nicht so edel und großmüthig an mir gehandelt, wie es selten in der Welt geschieht, so wäre ich jetzt mit Gattin und Kind, wenn nicht eine Beute des Todes, doch ein Bettler. Ja, nur Gott und dir, du hochherziger Freund, verdanken wir Leben, Freiheit und Eigenthum."

So wahr und verdient des Grafen Lob auch war, so wollte dennoch der bescheidene Otto nichts weiter mehr davon hören.

„Vernimm, lieber Otto," versetzte hierauf Mathilde, „das Gelübde, das ich Gott auf meiner Flucht gemacht

habe. Ich gelobte Gott in jener feierlichen Stunde, daß ich, wenn ich dich und mein Kind einmal wieder finde, und wir in den Besitz unserer Herrschaft kommen, eine milde Stiftung machen wolle, woraus auf immerwährende Zeiten zwei arme Waisen von Kindheit an, bis zu den Jahren, wo sie sich selbst versorgen können, erhalten und gut erzogen werden sollen. Dies Gelübde muß und will ich nun halten."

„Ja, liebe Freundin! du sollst und wirst es halten," erwiederte Adeline mit hoher Freude. „Und ich mache in diesem Augenblicke dasselbe Gelübde, und trage zu deiner milden Stiftung soviel bei, daß daraus für alle Zeiten vier arme Waisen, zwei Knaben und zwei Mädchen, erzogen und versorgt werden können."

Der Ritter und der Graf billigten mit Freude und Rührung diese Gelübde. „Daß die milde Stiftung recht bald in's Leben treten kann, das soll meine Sorge sein," fügte der Graf hinzu.

„Ich habe zwar kein Gelübde gemacht," sprach Otto von Erlach, „aber wenn ich einmal in den Stand gesetzt sein werde, wo ich meinen Wohlthätern meine Dankbarkeit durch die That beweisen kann, so will ich der armen Gemeinde auf der Alp, deren Bürger ich einige Zeit gewesen, die Kirche wieder bauen lassen, welche, wie mir Kuno und Theobald erzählen, eine Schrundlawine mit sich in die Tiefe hinabgerissen hat."

„Wie wird sich der liebe Großvater, der gute Jakob, freuen!" rief der kleine Kuno mit Entzücken aus.

„Nun habt ihr Alle ein Gelübde gemacht, und es mir genannt," versetzte der Graf mit feierlichem Tone, „soll ich allein keines machen? — Ja ich habe in diesem Augenblicke eines gemacht; aber verzeiht es mir, daß

es euch erst nach der Verwirklichung bekannt werden soll."

Die Familie von Erlach mußte sich, bis nach der Wiedererbauung ihrer Burg hier ganz heimisch machen, und beide Familien betrachteten sich wie nur eine. Nach etlichen Wochen, welche die Glücklichen der innigsten Freundschaft und der stillen Freude geweiht, wurde eine Reise nach dem Emmenthal und auf die Alp gemacht. Die Familie von Bubenberg reisete auch mit; denn diese Freude hatte sie sich nicht nehmen lassen. Was war das für eine ehrenvolle und erfreuliche Ueberraschung für Konrads und Jakobs Familie! Konrads Kinder und Gattin wurden reichlich beschenkt. Und dem Sohne des guten alten Jakobs schenkte Otto von Erlach seine Sennhütte sammt der kleinen Heerde, die ihm jener bisher sorgsam geweidet hatte. Jakob weinte wie ein Kind, in des Ritters Umarmung, und freute sich gar innig auf die Wiedererbauung der Kirche.

Auch die frommen, edlen Väter Anselm und Joachim, Kunos Lebensretter, wurden besucht. Und auch ihre Freude war überaus groß.

Ein Jahr darauf zog die glückliche Familie von Erlach in ihre Burg ein, welche Graf von Bubenberg, wie es billig war, wieder schöner, als zuvor, hatte herstellen und prachtvoll einrichten lassen. Nun war ihr Glück und ihre Freude vollendet. Und wie jubelten ihre glücklichen Unterthanen!

Jetzt lösete auch Theobold sein Gelübde, und ließ der Kirche zu Erlachsdorf aus seinem frühern Ersparniß, das er zu einem Kapital angelegt hatte, einen sehr kostbaren Kelch machen, den er dem würdigen Seelsorger selbst überreichte.

Bald trat auch, zur Freude der Unterthanen, die milde Stiftung ins Leben, welche durch Jahrhunderte segensreiche Früchte trug.

Und schon nach zwei Jahren flehte die Hirtengemeinde auf der Alp in der neuen Kirche zu Gott um Heil und Segen für den milden Stifter.

Auf der Burg Erlach wurden durch eine lange Reihe von Jahren die Kleidungsstücke aufbewahrt, welche Mathilde im Emmenthal, und Otto und Kuno auf der Alp getragen hatten.

Theobald wurde von nun an, bis an das Ende seines Lebens, nicht mehr als Diener, sondern als ein Familienglied betrachtet, hochverehrt und innig geliebt. Und Konrads Familie im Emmenthal wurde von der Familie von Erlach recht oft zu Besuchen eingeladen, und die Kinder wurden von Mathilde oft reichlich beschenkt.

Die beiden Familien, die von Bubenberg und die von Erlach, lebten miteinander fortan in vertrautester Freundschaft, die nie mehr erlosch.

Der arme Senn auf der Schweizeralp war nun wieder der angesehene Ritter Otto von Erlach. Und mit dem Angedenken der merkwürdigen Geschichte lebte auch der Dank gegen Gott in der frommen Familie von Erlach fort.

Zettler

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dörle, Anton

Otto von Erlach, oder: Der Senn auf der Schweizeralp eine Erzählung

Augsburg 1842

Paed.pr. 790
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759565-4